1,40 DM / Band 73
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Satansfjord

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,80 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 60



Der Satansfjord

John Sinclair Nr. 73

von Richard Wunderer

erschienen am 27.11.1979

Titelbild von Pujolar

Sinclair Crew

Der Satansfjord

In endlosen Winternächten saßen die Lappen in ihren sturmumtosten Zelten. Und sie erzählten die alten Sagen von längst vergessenen Gottheiten und furchterregenden Dämonen. Immer wieder tauchte die Geschichte des Satansfjords auf. Viele Schiffe waren hineingefahren, aber keines mehr herausgekommen. Das Böse sollte in dem Fjord wohnen, erzählte man. Die Natur war dem Satan Untertan. Die Elemente gehorchten ihm. Wehe dem Fischer, der sich zu nahe an den Satansfjord heranwagte! Ihm drohte ein grauenvolles Ende! So klangen die alten Sagen.

An diesem 6. April wurden sie Wirklichkeit. Grässlich und unfassbar, denn der Satansfjord forderte neue Opfer!

»Ha, ihr Landratten!« brüllte Captain George Cunning gegen den Sturm und schüttelte die Fäuste. »Euch werde ich es zeigen! Volle Kraft!«

Die norwegischen Fischer, die ihn verfolgten, als Landratten zu bezeichnen, war in Captain Cunnings Augen die größte Beleidigung, die es überhaupt geben konnte. Es war auch eine Untertreibung, da die Norweger ihre Fischkutter sehr geschickt und erfahren durch die rauhe See steuerten und den englischen Trawler bald einholen mußten.

Damit, war Captain Cunning aber gar nicht einverstanden. Captain war er sozusagen von eigenen Gnaden, da ihm der Trawler gehörte und die zwei Mann, mit denen er auf Fang fuhr, seinen Befehlen gehorchten. Er hörte es gern, wenn sie ihn Captain nannten.

Sie hatten sich von jeher nicht an die Dreimeilenzone gehalten. Die neuen Fischfangzonen inner- und außerhalb der EG interessierten Cunning noch weniger. Der rothaarige, raubeinige Seebär mit dem stoppeligen Bart und den kleinen, listigen Augen scherte sich nicht um anderer Leute Fanggründe. Nur der volle Laderaum seines Kutters interessierte ihn.

»Volle Kraft!« brüllte Captain Cunning zu Hester Vine, der am Steuerrad stand. »Volle Kraft!«

»Du hast Humor, Captain!« brüllte Vine zurück. »Die Maschine läuft schon seit einer halben Stunde auf voller Kraft. Wenn wir so weitermachen, ist es bald aus! Das alte Ding hält das nicht durch!«

»Er hat recht, Captain«, sagte Paul Stockyard, der dritte Mann der Besatzung besorgt. Er klammerte sich neben Cunning an der Reling fest und deutete zu den Norwegern hinüber. »Drei Boote gegen eines! Das schaffen wir nicht! Diesmal haben sie uns am A…«

»Ha, daß ich nicht, lache!« tobte der Captain und lief rot an. »Ich will keine Strafe bezahlen! Womöglich nehmen mir diese unterentwickelten Wilden auch noch den Kahn weg!«

Mit einem heftigen Stoß beförderte er Hester Vine vom Steuerrad weg und packte es mit seinen nervigen Fäusten. Seine Augen blitzten wild.

»Denen werde ich zeigen, was ein englischer Captain ist!« schrie er und ließ das Steuerrad durch seine schwieligen Hände laufen. »Festhalten!«

Die NORGE legte sich weit auf die Seite, als der Captain in der rauen See wendete. Seine beiden Begleiter schrien erschrocken auf.

Die drei norwegischen Boote stampften auf sie zu. Das Manöver kam so überraschend, daß die norwegischen Fischer sich nicht mehr rechtzeitig darauf einstellen konnten.

Noch ehe sie den Kurs ihrer Boote korrigierten, richtete sich die NORGE wieder aus ihrer gefährlichen Seitenlage auf und schlingerte

ihnen entgegen. Unter dem dröhnenden Gelächter Captain Cunnings rauschte sie zwischen zwei Verfolgern hindurch. Johlend schwenkte Cunning seine Mütze. Die Norweger schrien ihm ein paar internationale Schimpfworte zu.

»Wir schaffen es trotzdem nicht, Captain!« rief Hester Vine mutlos. »Wir entkommen ihnen nicht mehr!«

Während er nur mit der Linken steuerte, griff Cunning mit der Rechten nach seiner Whiskypulle, zog den Korken mit den Zähnen aus dem Flaschenhals und spuckte ihn über Bord.

»Und ob wir das schaffen!« grölte er, nachdem er einen tiefen Schluck getan hatte – den letzten seines Lebens. »Festhalten!«

In einem mörderischen Manöver legte er die NORGE erneut auf die Seite. Parallel zu den gischtenden Wellenkämmen ließ er den alten Trawler auf die felsige Küste zulaufen. Schwer schlingernd holte der Kahn mal nach steuerbord, dann nach backbord über, daß Hester Vine und Paul Stockyard schon mit ihrem Leben abschlossen. Sie waren überzeugt, die NORGE würde im nächsten Moment kentern.

Doch nicht umsonst war Captain Cunning sechzig Jahre alt geworden und außer sonntags jeden Tag auf See gewesen. Er brachte die NORGE sicher an die steil aus dem Meer aufragende Küste heran.

Tief und drohend hingen die schwarzen Wolken und verhüllten die Gipfel der kahlen Felsen. Haushoch spritzte die Brandung in weißen Wellenkämmen an den Steinen empor.

Hester Vine schlug ein Kreuz mit der Rechten, an der er nur drei Finger hatte. Paul Stockyard schloß die Augen. Im nächsten Moment mußten sie an den Klippen zerschellen. Captain Cunning war wahnsinnig geworden!

Sekunden später war das Stampfen und Schlingern vorbei. Die NORGE glitt durch ruhiges Wasser. Das Dröhnen des überdrehten Dieselmotors verstummte. Die Maschine tuckerte leise und trieb das schwerfällige Boot in einen Fjord von unvergleichlicher Schönheit hinein.

»Beim Klabautermann!« rief Hester Vine fassungslos. »Wo sind wir hingeraten, Captain? Sind wir schon ertrunken, und ist das der Seemannshimmel?«

Unwillkürlich dämpfte Captain Cunning seine polternde Stimme. »Das«, sagte er ergriffen, »ist der Satansfjord!«

Vine und Stockyard stießen gleichzeitig einen entsetzten Schrei aus. Fassungslos starrten sie ihren Captain an.

»Ich… ich habe immer geglaubt, das wäre nur eine Legende?« rief Vine und schlug mit seiner verstümmelten Hand gleich drei Kreuze.

»Seemannsgarn«, pflichtete Paul Stockyard bei und rückte nervös an seiner schwarzen Augenklappe.

»Ich habe den Fjord vor zehn Jahren gefunden!« Captain Cunning

beugte sich mit leuchtenden Augen zu seinen Leuten hinunter. »Eigentlich wollte ich mich hier einmal zur Ruhe setzen! Hier würde mich keiner mehr finden! Ich wäre ganz allein! Aber ehe ich den Norwegern meinen Kutter überlasse, habe ich das Versteck aufgesucht. Die Zufahrt ist so schmal, daß sich kein Seemann hereinwagt!«

Die beiden Fischer, die noch nie im Satansfjord gewesen waren, sahen sich staunend um. Die finsteren Wolken waren draußen vor der Küste zurückgeblieben. Auf dem ersten Stück stiegen auch hier drinnen die Felsen steil aus dem Wasser, doch nach ungefähr einer halben Meile traten sie zurück. Sanfte, tiefgrüne Wiesen lösten sie ab. Rentierherden weideten an den Hängen. Das Wasser war glasklar. Man sah bis auf den Grund hinunter.

»Herrlich«, flüsterte Paul Stockyard ergriffen. »Wie können über einen so schönen Ort so häßliche Legenden entstehen?«

Captain Cunning stellte den Motor ab und ließ den Trawler treiben. »Ich weiß es nicht«, gestand er. »Aber…«

Ein grässlicher Schrei unterbrach ihn. Hester Vine hatte ihn ausgestoßen.

Die Rentierherden gerieten in Bewegung, aber sie flohen nicht vor dem Schrei. Sie stürmten auf das Wasser zu!

»Captain!« rief Stockyard entsetzt.

Erst jetzt merkte Captain Cunning, was mit Vine los war und warum er geschrien hatte. Hester Vine stand am Heck des Bootes. Seine Hände klammerten sich um ein mächtiges Rentiergeweih, das seine Brust durchbohrte und am Rücken wieder austrat.

Neben dem Schiff schwamm ein gigantischer Hirsch. Mit einem kraftvollen Ruck hob er den bereits toten Matrosen über Bord. Die beiden Überlebenden sahen noch seine funkelnden Augen, dann tauchte das Tier mit der Leiche unter.

»Weg hier!« schrie Paul Stockyard verzweifelt. »Die Sagen stimmen! Dieser Fjord ist verflucht!«

Cunning war noch immer starr vor Schrecken, doch er faßte sich schnell. Mit bebenden Händen ließ er den Motor wieder an. Behäbig drehte sich der Trawler und richtete den Bug auf das schmale Schluchttal, das auf die offene See führte.

Es war jedoch schon zu spät. Tausende von Rentieren schwammen in dem kristallklaren Wasser und versperrten mit ihren Körpern die Ausfahrt.

»Captain, da drüben!« Zitternd deutete Stockyard zum Ufer.

Dort stand hoch aufgerichtet ein Mann in einem bodenlangen, wallenden Umhang. Das Gesicht konnten sie nicht erkennen, aber sie fühlten die Wellen des Bösen, die von diesem Mann ausstrahlten.

Der Unheimliche hob die Arme und breitete sie beschwörend aus.

Sekunden später wurde die NORGE von einem mächtigen Stoß

erschüttert. Kreischend und knirschend brach das Schiff in zwei Teile, die gurgelnd in dem klaren Wasser versanken. Die Rentiere hatten das Boot versenkt.

Captain Cunning und Paul Stockyard versuchten zu schwimmen, doch das Wasser rings um sie begann zu brodeln. Die Rentiere stürzten sich auf sie und griffen ihre wehrlosen Opfer an.

Die ganze Zeit stand der Mann mit dem wallenden Umhang reglos am Ufer und starrte mit brennenden Augen auf dieses Bild des Grauens.

Bald näherte sich vom Grund des Sees ein Wesen, das jeder Beschreibung spottete. Und dann geschah etwas, das nicht einmal mehr der Mann am Ufer mit ansehen konnte.

Obwohl er vom Bösen durchdrungen war, wandte er sich schaudernd ab und bedeckte sein Gesicht mit dem Umhang, während der höllische Bote die Toten in die Tiefe zerrte.

***

»Es ist eine unangenehme Sache«, sagte Sir Powell mit sorgenvoll gerunzelter Stirn und schluckte eine Magentablette. »Eine sehr unangenehme Sache!«

Ich grinste unbekümmert. »Ist doch klar, Sir! Heute ist der Dreizehnte! Was soll da schon Angenehmes geschehen!«

Sir Powell, nach vielen Jahren endlich geadelt, hob die Augenbrauen. »Sinclair, jetzt ist nicht die richtige Zeit für Späße! Denken Sie daran, daß Sie Oberinspektor von Scotland Yard sind, und handeln Sie danach!«

Als ob ich das nicht immer täte!

Ich merkte, woher der Wind wehte. Wenn Sir Powell so förmlich wurde, gab es sehr großen Ärger. Ich nahm es ihm nicht übel, da ich genau wußte, daß ich mich immer auf ihn verlassen konnte. Auch ein Superintendent von Scotland Yard brauchte eben ab und zu ein Ventil, durch das er Dampf ablassen konnte.

»Ja, Sir«, sagte ich ernst. »Sie haben einen neuen Auftrag für mich?«

»Einen *delikaten* Auftrag.« Sir Powell runzelte die Stirn. »Nicht, was Sie denken, Sinclair!«

»Ich habe gar nichts gedacht, Sir«, konterte ich.

»Das ist ja Ihr Fehler, daß Sie nicht denken!« fuhr er auf.

Jetzt wurde es mir aber doch zu bunt. »Sie wissen genau, daß ich meinen Kopf hinhalte, wenn es nötig ist!« sagte ich ziemlich laut. »Sagen Sie mir endlich, worum es geht! Ich bin nicht dazu geschaffen, anderer Leute schlechte Laune zu schlucken!«

Er starrte mich durch seine dicken Brillengläser an, als sähe er mich zum ersten Mal, schluckte und fuhr in normalem Tonfall fort: »Sinclair! Vor einer Woche haben drei norwegische Fischkutter einen

englischen Trawler innerhalb der Dreimeilenzone ihres Landes gejagt. Seither ist der Engländer verschwunden. Der Fall hat riesiges Aufsehen in den Zeitungen und in Rundfunk und Fernsehen verursacht! Diplomatische Verwicklungen drohen!«

»Ich habe davon gehört«, bestätigte ich. »Ein paar Leute schaukeln den Zwischenfall hoch, als ob es Krieg zwischen Norwegen und uns geben sollte.«

»Sie sagen es!« rief Superintendent Powell stöhnend. »Die norwegischen Fischer behaupten, der Trawler wäre an den Klippen zerschellt, aber die Küstenwache fand keine Wrackteile. Eine mysteriöse Sache.«

»Und was hat das mit mir zu tun?« fragte ich erstaunt. Meine Freunde nannten mich den Geisterjäger. Ich beschäftige mich mit Geistern, Dämonen und anderem höllischen Auswurf, nicht aber mit einem Fischereikrieg!

Auf Sir Powells Stirn erschienen jetzt tatsächlich Schweißperlen. »Einer der englischen Fischer wurde vor wenigen Stunden an unserer Küste angeschwemmt.« Sir Powells Stimme sank zu einem heiseren Flüstern ab. »Man hat ihn nach London in die Gerichtsmedizin gebracht. Er… er hat…« Sir Powell brachte es nicht über die Lippen. »Sehen Sie es sich selbst an, Sinclair! Kommen Sie!«

Sir Powell wollte schon zur Tür gehen, als das Telefon auf seinem Schreibtisch schrillte. Er lief noch einmal zurück und riß den Hörer vom Apparat.

Bevor er etwas sagen konnte, hörte ich eine aufgeregte Stimme aus dem Hörer. Sir Powell wurde schneeweiß. Mit einem heiseren Ächzen legte er auf.

»Großalarm in der Gerichtsmedizin!« rief er mit brüchiger Stimme. »Der tote Seemann läuft Amok!«

Sir Powell wollte direkt nach unten fahren, aber ich rannte vorher noch in mein Büro, um meinen Spezialkoffer zu holen. In den mit rotem Samt ausgeschlagenen Fächern lagen meine unersetzlichen Waffen gegen die Höllenmächte.

Glenda, meine hübsche Sekretärin, fuhr mit einem Schrei hoch, als ich in den Vorraum zu meinem Büro stürmte. »Haben Sie mich erschreckt!« rief sie, aber ich achtete nicht auf sie, riß meinen Koffer an mich und hetzte zu den Aufzügen. Sir Powell hielt die Kabine auf unserer Etage fest.

Es dauerte mir viel zu lange, bis wir endlich meinen silbergrauen Bentley erreichten. Ich warf mich hinter das Steuer, jagte den Motor auf Touren und raste los.

»Was haben Sie mir vorhin über den Toten verschwiegen?« schrie ich, während ich um die langsamer fahrenden Wagen herumkurvte. »Sir Powell, ich muß es wissen!«

Der Superintendent riß sich zusammen. »Sein Brustkorb war von einem Rentiergeweih durchbohrt!« antwortete er.

Das konnte noch nicht alles sein. Sir Powell begleitete mich sonst nie bei einem Einsatz. Wenn er mitkam, mußte mehr dahinterstecken, als nur diese Alarmmeldung aus der Gerichtsmedizin.

»Und dann behauptete einer der Pathologen«, fuhr Sir Powell fort, »der Tote habe höhnisch zu grinsen begonnen. Er verschloss daraufhin die Leichenkammer und rief sofort mich an.«

»Ein Untoter?« fragte ich, aber darauf hatte Sir Powell keine Antwort.

Es war auch nicht nötig, da wir bereits die Gerichtsmedizin erreichten. Uniformierte Einheiten hatten die umliegenden Straßenzüge gesperrt und den Verkehr umgeleitet. Wir durften passieren, weil die Polizisten an der Sperre meinen Bentley kannten.

Auf den ersten Blick war an dem Gebäude nichts Verdächtiges zu merken. Ich wurde jedoch nicht unvorsichtig, fuhr den Bentley an den Straßenrand und klappte den Kofferdeckel auf. Dabei umging ich sorgfältig die eingebaute Sicherung, die jedem Unbefugten Betäubungsgas ins Gesicht sprühte.

Ich wählte nur zwei Waffen, die Dämonenpeitsche und die magische Kreide. Mehr wollte und brauchte ich wahrscheinlich nicht, da ich immer mein silbernes Kreuz und meine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta bei mir trug. Mit diesen beiden Waffen und der Dämonenpeitsche konnte ich mir bestimmt den Untoten vom Hals halten. Und vernichten wollte ich ihn vorläufig noch nicht.

»Bleiben Sie hier, Sir!« rief ich Sir Powell zu. »Ich erledige das!«

Vor dem Haupteingang standen mehrere Wachen. Feuerwehrwagen und Ambulanzen trafen außerhalb der Absperrungen ein. Ich wandte mich an den Einsatzleiter und zeigte ihm meinen Ausweis.

»Was ist da drinnen los?« fragte ich knapp.

»Sir, das weiß niemand!« antwortete der Einsatzleiter der uniformierten Truppe. »Ein Mann soll getötet worden sein, mehrere Personen verletzt. Sie sind noch drinnen. Ein Mann läuft Amok. Mehr haben wir nicht herausgefunden, weil wir vom Yard die Anweisung erhielten, abzuwarten und…«

»Schon gut!« Ich winkte ab. »Wer ist noch in dem Gebäude?«

»Wer gehen konnte, ist geflohen«, antwortete er. »Sollen wir…?«

»Niemand folgt mir!« ordnete ich an und drang in die Gerichtsmedizin ein.

In dem Haus herrschte gespenstische Stille. Ich hörte weder Schreie, noch Schritte, noch Stöhnen von Verletzten. Es ging um Sekunden, da sich noch Menschen in Reichweite des Untoten befangen. Ich mußte sie so schnell wie möglich herausholen.

Geduckt schlich ich vorwärts, in der rechten Hand die ausgefahrene Dämonenpeitsche. Das silberne Kreuz mit den Symbolen der vier

Erzengel hing offen über meiner Jacke.

Der Untote konnte überall lauern. Das alte, verwinkelte Gebäude bot Tausende Verstecke.

Ich schlich mich an die große Treppe heran und wollte soeben nach unten laufen, als ich seitlich eine Bewegung wahrnahm. Mit einem Sprung schnellte ich mich vorwärts und hob die Dämonenpeitsche, ließ sie jedoch wieder sinken. Eine junge Frau lag vor mir. Sie hielt sich den linken Arm. Ihre gelbe Bluse war blutig. Der Mund stand zu einem lautlosen Schrei offen. Die Augen waren so weit verdreht, daß ich nur das Weiße sah. Sie atmete flach und hechelnd.

»Miss!« Ich beugte mich über sie und streckte ihr die Hand entgegen, aber sie reagierte nicht. »Miss, hören Sie! Ich will Ihnen helfen!«

Keine Reaktion! Ich faßte sie vorsichtig an dem unverletzten Arm. Mit einem grauenhaften Schrei zuckte sie zurück. Die Frau stand unter einem schweren Schock!

Es half nichts, ich mußte sie nach draußen schaffen! Mit eisernem aber behutsamem Griff zog ich die Schreiende mit mir. Die langen braunen Haare fielen ihr ins Gesicht, als sie sich gegen mich stemmte. Ihre abgehackten Schreie gellten durch das leere Gebäude und brachen sich vielfach. Es hörte sich so schauerlich an, daß mir eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Am Portal warteten bereits Polizisten und Ärzte. Flüchtig sah ich Sir Powell neben meinem Bentley, dann übernahmen die Ärzte die Tobende und führten sie weg. Ich nahm einem der Polizisten sein Sprechfunkgerät ab und kehrte in das Gebäude zurück.

Hier drinnen hatte sich nichts verändert. Es war ein trüber Vormittag. Graues, kraftloses Licht fiel durch die verstaubten Fenster herein. Es reichte nicht bis in die hintersten Ecken und Winkel des Treppenhauses.

Da ich keine Anhaltspunkte hatte, wo ich den Untoten fand, mußte ich im Leichenkeller beginnen. Auf Zehenspitzen schlich ich die breite Treppe nach unten. Der lebende Leichnam sollte mich nicht überraschen!

Hier unten brannten grelle Neonlampen und verströmten ihr kaltes Licht. Der Korridor war breit, um Platz für die Wagen mit den Leichen zu lassen. Zu beiden Seiten zweigten blassgrün gestrichene Metalltüren ab.

Gleich darauf entdeckte ich sie, sieben Personen! Sie kauerten unter einer der Neonlampen. Die Ärmsten befanden sich in einem ähnlichen Zustand wie die Frau, die ich bereits gerettet hatte. Ihre Kleider waren zerrissen und blutig, ihre Gesichter zerschrammt und zu Masken des Grauens verzerrt. Diese fünf Männer und zwei Frauen mußten Entsetzliches gesehen haben.

Ich streckte die Hand nach dem ersten Mann aus, aber er wich auf

brüllend vor mir zurück. So schaffte ich das nicht! Wenn ich erst jeden einzelnen überwältigen und nach oben schleppen mußte, verging zuviel Zeit. Irgendwann tauchte der lebende Tote bestimmt wieder hier unten auf.

Ich hob das Funkgerät an die Lippen und verlangte sechs kräftige Polizisten. »Ich komme ihnen entgegen«, schloß ich. »Auf keinen Fall ohne mich das Gebäude betreten!«

Mit einem letzten Blick auf die Bedauernswerten jagte ich nach oben. Die sechs Männer standen schon bereit.

»Jeder von euch packt einen der Verletzten und schleppt ihn nach oben, ganz gleich, wie sich die Leute anstellen!« befahl ich. »Und auf keine Kämpfe einlassen!«

Sie verstanden nicht, wie ich das meinte, aber sie folgten mir in den Leichenkeller. Es war das gleiche jammervolle Bild wie vorher. Die Verletzten sträubten sich, als würden sie von Dämonen gepackt, aber die Polizisten waren stärker.

Wir hetzten zur Treppe. Ich hielt mich in der Mitte der makabren Gruppe um sie nach allen Seiten verteidigen zu können.

Schon hoffte ich, daß wir es ohne Schwierigkeiten schaffen würden, als der vorderste Polizist erschrocken aufschrie.

Und dann sah ich den lebenden Leichnam. Für Sekundenbruchteile stockte mein Herz!

Plötzlich konnte ich verstehen, wieso die Opfer des Untoten wie von Sinnen waren. Ich hatte schon viele wandelnde Leichen gesehen und bekämpft, diese hier sah jedoch besonders schauerlich aus.

Gesicht und Hände waren wie bei einer Wasserleiche aufgedunsen. Sie hatten ihn aus dem Meer gefischt, schoß es mir durch den Kopf. Die Augen wirkten durchsichtig, als könne man durch sie in den Schädel des Untoten blicken.

Die weißlichen Lippen waren von den Zähnen geglitten. Eine höhnisch grinsende Fratze starrte uns entgegen.

Aus den halb verfaulten Kleidern floss stinkendes Wasser. Seetang und Algen wickelten sich um den Hals und die Arme des Scheusals.

Das Schrecklichste aber war zweifellos das Geweih! Es durchbohrte den Oberkörper des Untoten und ragte auf dem Rücken weit hervor. Als er jetzt mit beiden Händen nach dem Geweih griff, als wolle er es sich aus dem Körper reißen, sah ich, daß er an der rechten Hand nur drei Finger hatte.

»Ruhe!« Ich überschrie den Lärm im Treppenhaus. »Haltet die Leute fest! Nicht loslassen!«

Mit einem Sprung schnellte ich mich die Treppe hinauf und stellte mich schützend vor die Polizisten und die Verletzten. Die Dämonenpeitsche lag gut in meiner Hand.

Ich hätte mit einem einzigen Silbergeschoss dem Spuk ein Ende

machen können, aber ich brauchte den Untoten unversehrt!

Er stieß ein heißes Fauchen aus und ging zum Angriff über. Mit hoch erhobenen Händen wollte er sich auf mich stürzen, doch da kam er schlecht an.

Ich ließ die Dämonenpeitsche durch die Luft sausen. Die weißmagisch aufgeladenen Riemen trieben den Untoten zurück. Mit einem scharfen Schrei taumelte er rückwärts die Treppe wieder hinauf. Ich setzte nach! Noch ein Schlag mit der Dämonenpeitsche!

Er versuchte, unter der Waffe wegzutauchen und mich anzuspringen, doch der Blick seiner leblosen Augen fiel auf mein Silberkreuz, das hell aufstrahlte. Stöhnend riß er die Hände vor die Augen, und ich landete den nächsten Treffer mit der Dämonenpeitsche.

»Los, bringt sie rauf!« schrie ich den Polizisten zu, die unschlüssig auf der Treppe standen. »Zum Ausgang!«

Der lebende Leichnam floh vor der Macht des Kreuzes und den Schlägen mit der Peitsche. Hinter mir liefen die Polizisten die Treppe ins Erdgeschoss herauf, während ich dieses höllische Wesen durch den Korridor weiter in das Gebäude trieb.

Erst als ich sicher war, daß alle Gefährdeten das Freie erreicht hatten, blieb ich stehen, ließ die Peitsche sinken und wartete ab.

Sofort wollte mich der Untote erneut angreifen. Nur die Macht des Kreuzes hielt ihn zurück.

Ich brauchte eiserne Nerven. Er stand wenige Schritte vor mir, das Geweih in der Brust, und schlug wild durch die Luft. Näher konnte er nicht heran.

Ich sah mich nach einer geeigneten Stelle für eine Falle um und entdeckte sie neben einer Seitentreppe. Dort gab es einen Winkel ohne Türen und Fenster. Hatte ich den Untoten erst einmal in diese Ecke getrieben, konnte er mir nicht mehr entkommen.

Ich ging langsam auf ihn zu und hob die Dämonenpeitsche. Der zu einem zweiten Leben erwachte Seemann hatte die Macht dieser Peitsche bereits gespürt und wich ihr aus. Auf diese Weise trieb ich ihn in die Ecke.

Als es nicht mehr weiterging, bückte ich mich blitzschnell und schloß die Nische mit einem Halbkreis ab, den ich mit der magischen Kreide auf die Bodenfliesen zeichnete und mit weißmagischen Symbolen versah.

Der. Untote war gefangen! Reglos stand er in der Ecke und starrte mir entgegen.

Ich wollte von ihm erfahren, wie er ums Leben gekommen war, was überhaupt mit dem Kutter geschehen war und wo sich die Besatzung befand. Dazu hob ich das Kreuz und reckte es hoch empor. Lautlos sprach ich einige Beschwörungsformeln.

Sie zwangen den Untoten in die Knie, doch er gab nicht auf. Die

dämonischen Kräfte, die in seinem verunstalteten Körper wohnten, verliehen ihm ungeahnte Kräfte. Aus dem Stand schnellte er sich hoch.

Ehe ich es verhindern konnte, packte er das Geländer der Treppe im ersten Stock. Mit unglaublicher Schnelligkeit zog er sich höher, frei über dem Treppenschacht schwebend.

Ich biss die Zähne zusammen und hetzte die Stufe nach oben. Damit hatte ich nicht gerechnet!

Ich erreichte eben den ersten Stock und beugte mich kurz über das Geländer, als es passierte.

Der Untote hatte sich an einer senkrechten Strebe empor gehangelt. Doch nun war Schluß. Er schaffte es nicht mehr.

Seine aufgedunsenen glitschigen Hände rutschten von der Querstrebe ab, an der er sich festklammerte. Er schrie nicht, als er abstürzte.

Pfeifend sauste sein Körper an mir vorbei und prallte innerhalb der magisch abgesicherten Zone auf den Steinboden.

Immer drei Stufen auf einmal, jagte ich wieder nach unten und näherte mich vorsichtig der Leiche.

Auf den ersten Blick sah ich, daß es vorbei war. Das Geweih hatte den Fischer getötet und nun seinen lebenden Leichnam vernichtet. Beim Aufprall hatte es mit einem fürchterlichen Ruck das entsetzliche Werk vollendet. Das unnatürliche Leben war aus dem Körper gewichen.

Mit einem tiefen Seufzer ließ ich das silberne Kreuz unter meinem Hemd verschwinden. Von diesem Dämonenopfer war nichts mehr zu erfahren.

***

Ich verließ die Gerichtsmedizin und meldete Sir Powell, daß die Gefahr vorbei war.

»Und was machen Sie jetzt, Sinclair?« fragte er nervös, nahm seine Brille ab und putzte sie hektisch. »Sie haben keinen Anhaltspunkt.«

»Was soll ich schon machen, Sir Powell?« fragte ich achselzuckend. »Ich fahre nach Norwegen!«

Er versuchte erst gar nicht, um die Spesen zu feilschen, sondern war mit allem einverstanden. Das war das sicherste Zeichen dafür, wie gefährlich er die Lage einschätzte.

Sir Powell ließ sich von einem Streifenwagen zum Yard bringen, so daß ich auf direktem Weg nach Hause fahren und mich für die Reise vorbereiten konnte. Ich kam jedoch nicht dazu, denn als ich eben in meinen Bentley stieg, hielt ein roter Porsche hinter meinem Wagen. Grinsend blickte ich dem hochgewachsenen, dunkelhaarigen Mann mit dem jungenhaften Gesicht entgegen. Er war schon ein Typ, nach dem sich Frauen umsehen, mein alter Freund und Kampfgefährte Bill Conolly, von Beruf Reporter und nicht mehr so dicht an der Front

gegen die Höllenmächte, seit ihn seine Frau Sheila und sein Sohn John an die Leine gelegt hatten.

»Mann, John, ich habe es vor zehn Minuten im Rundfunk gehört!« rief Bill und blieb atemlos vor mir stehen. »Amokläufer in der Gerichtsmedizin! Der Nachrichtensprecher hat ein paar dunkle Andeutungen gemacht. Ich mußte sofort an dich denken. Ist etwas an der Sache dran?«

»Ein Untoter, sozusagen der einzige Überlebende eines mysteriösen Schiffsunglücks«, antwortete ich. »Komm, ich erzähle dir, was ich weiß!«

Wir setzten uns in den Bentley, wo wir ungestört waren. Die Schaulustigen drängten sich immer dichter, obwohl es gar nichts zu sehen gab. Ich schilderte Bill den Kampf, und er bekam noch nachträglich vor Aufregung leuchtende Augen.

»Norwegen!« rief er, und in seiner Stimme schwang Sehnsucht nach Reisen und Abenteuern mit.

»Vorsicht, Bill!« warnte ich lachend. »Sheila wird das gar nicht gern hören, wenn du wieder ausreißen willst.«

»Sheila, richtig!« Er schlug sich an die Stirn. »Komm, John, fahren wir zu mir nach Hause!«

»Ich wollte eigentlich packen und Suko oder Jane fragen, ob sie mich begleiten«, erwiderte ich.

»Eben deshalb fährst du mit mir, John. Sie sind alle bei uns, ein kleiner Freundschaftsbesuch. Jetzt warten sie darauf, was aus der Sache hier wird.«

Dagegen hatte ich nichts einzuwenden. Ich hängte mich an den roten Porsche und folgte Bill zu dem Bungalow im Londoner Süden. Die Conollys hatten das nötige Kleingeld auf der Bank, um sich das komfortable Haus mit den beiden Pools – einer draußen, einer drinnen – und das große Grundstück in der ruhigen Villenstraße leisten zu können.

Bill stellte seinen Porsche neben Sheilas perlweißen Mercedes 350 SLC, neben dem sich Janes uralter VW reichlich abenteuerlich ausnahm. Niemand merkte der alten Karre an, daß sie ein frisiertes »Herz« besaß und mit so manchem Flitzer mithielt.

Im nächsten Moment war ich von meinen Freunden umringt. Sheila hielt den kleinen John, meinen Taufpaten, auf dem Arm. Ich mußte erst den Kleinen begrüßen, der mich mit seinem strahlenden Lachen für viel Grauenhaftes entschädigte, das die Conollys und ich gemeinsam erlebt hatten. Mehrmals hatten dämonische Mächte versucht, das Glück dieses Paares zu vernichten, und nur mit knapper Mühe hatten Suko, Jane Collins und ich sie gerettet.

»Sheila wird dir die Augen auskratzen, John«, verkündete Jane Collins, die hübscheste Privatdetektivin der Welt. »Verführst du Bill

dazu, mit dir wieder etwas zu unternehmen?«

Sofort trat in Sheilas Augen ein besorgter Ausdruck. Sie hatte verständliche Angst um ihren Mann.

»Ich will gar niemanden verführen«, versicherte ich, »nicht einmal dich, Jane!« Ich blinzelte der Privatdetektivin zu, mit der mich mehr als kollegiales Interesse verband. Während Jane sich überlegte, ob sie rot werden sollte oder nicht, begrüßte ich Suko, meinen chinesischen Freund, und dessen Flamme. Shao war wie Suko Chinesin. Sie war nach einem lebensgefährlichen Einsatz gegen den gelben Satan in Hongkong bei Suko geblieben. Eine geballte Ladung an fernöstlichem Charme.

»Gehen wir doch hinein!« rief Bill Conolly. »So gemütlich ist es im Freien noch nicht!«

Er hatte recht. Dunkle Wolken jagten über London dahin. Ein kalter Wind bog die unbelaubten Bäume. Mit Unbehagen dachte ich daran, wie es jetzt wohl in Norwegen war. Bestimmt auch nicht freundlicher.

Nachdem wir es uns in dem geschmackvoll eingerichteten Wohnzimmer bequem gemacht hatten, sorgte Bill für Getränke. Inzwischen berichtete ich zum zweiten Mal, was sich bisher zugetragen hatte.

»Ich kann von London nicht weg«, sagte Jane Collins bedauernd. »Ich habe erst gestern einen neuen Fall übernommen. Den kann ich nicht abgeben, weil ich mein Wort verpfändet habe. Es geht um eine gute Freundin.«

»Schade«, sagte ich ehrlich. »Tut mir wirklich leid.«

»Ich könnte doch einspringen und…« Bill verstummte, als er einen Blick seiner Frau auffing. Es war nicht so, daß Sheila ihm gefährliche Unternehmungen verbot. Dazu war sie viel zu klug. Aber sie appellierte an sein Verantwortungsbewusstsein seiner Familie gegenüber, und damit hatte sie meistens Erfolg. Nur manchmal konnte Bill nichts und niemand mehr zurückhalten.

Ich sagte nichts, aber Suko wußte auch so, daß er nun an der Reihe war. Mein Freund geriet in einen schweren Gewissenskonflikt. Einerseits wollte er bei Shao bleiben – was ich durchaus verstand –, andererseits wollte er mich nicht im Stich lassen.

»Suko wird mit dir fahren, John«, sagte Shao zu meiner Überraschung. »Er hat schon zu lange Ruhe gehabt. Er muß wieder etwas unternehmen, sonst rostet er ein!«

Ich warf der bildhübschen Chinesin einen forschenden Blick zu. Wollte sie Suko nur dazu bringen, daß er von sich aus ablehnte? Oder meinte sie es ehrlich?

Sie lächelte schwach, als sie meinen Blick auf sich gerichtet fühlte. »Ich bin weder edel noch raffiniert, John«, erklärte sie. »Ich kenne nur meinen Suko.«

Damit war die Sache abgemacht. Suko brauchte ich gar nicht mehr um sein Einverständnis zu fragen. Das leuchtete bereits in seinen Augen.

Bill Conolly öffnete »zur Feier des Tages«, wie er sich ausdrückte, eine Flasche Champagner, und Sheila machte ein unglückliches Gesicht. Ich verstand schon, worum es ging.

»John, du solltest etwas unternehmen«, flüsterte mir Jane zu, als die anderen nicht auf uns achteten. »Sheila fürchtet, Bill macht ihr zum Vorwurf, daß er ihretwegen nicht mit dir fährt.«

Ich nickte und überlegte, was ich sagen oder tun könnte, aber Bill kam mir zuvor. Er beugte sich plötzlich zu seiner Frau und drückte ihr einen Kuß auf die Wange. Dann deutete er auf den kleinen John, der munter auf meinem Schoß herumkrabbelte.

»*Er* läßt mich nicht weg, Sheila«, sagte er lächelnd. »Es ist schon okay.«

Damit war auch dieses Problem erledigt. Nicht im geringsten erledigt war das Verschwinden des britischen Fischtrawlers NORGE. Suko und mich erwarteten in Norwegen unbekannte Gefahren, doch das konnte uns nicht schrecken.

Als wir uns endlich verabschiedet hatten und auf den Weg machten, ahnten wir noch nicht, daß die höllischen Mächte schon wieder zum Schlag ausholten.

***

Die FX 212 war ein kleines Boot, kaum größer als ein Schiff mit Außenborder, wie sie im Sommer an den Küsten zum Wasserskilaufen eingesetzt wurden. Die FX 212 hatte jedoch nichts mit diesem schönen Sport zu tun, sondern gehörte zur norwegischen Marine. Sie war mit zwei Mann besetzt.

Dieser kleinen Einheit kam nur beobachtende Funktion zu. Die Sergeanten Emerson und Larsson waren zwar bewaffnet, aber bei einer ernsthaften Auseinandersetzung hätten sie nicht viel ausrichten können.

Selbstverständlich hatten auch diese beiden Männer von dem verschwundenen englischen Trawler gehört. Ihr Einsatz hatte nichts mit dem Kutter zu tun. Trotzdem hielten sie die Augen offen, ob sie vielleicht Wrackteile entdeckten.

»Unsere englischen Freunde regen sich mächtig wegen dieses Kutters auf«, meinte Emerson, als sie sich der Stelle näherten, an der die NORGE verschwunden war. »Besonders die Fischereigewerkschaft drüben auf der Insel macht Ärger.«

Larsson winkte ab. »Weiß ich! Die glauben, wir Norweger wären noch Wikinger, die nichts anderes zu tun haben, als englische Schiffe zu versenken.«

»Politik«, meinte Emerson achselzuckend.

Obwohl Emerson der Kommandant des kleinen Bootes war, herrschte an Bord ein freundschaftlicher und ungezwungener Ton. Die beiden Männer kannten sich schon seit vier Jahren und gaben sich nur in Gegenwart anderer dienstlich.

»He, was ist das da vorne?« rief Larsson plötzlich und hob sein Fernglas an die Augen.

Die Sicht war nicht gut. Die Wellen gingen hoch. Nebelfetzen strichen über das Meer in Küstennähe. Die Klippen selbst waren bis dicht über das Wasser von schwarzen Wolken verhüllt.

»Mein Gott, das sind ja…!« Larsson brach ab und zeigte seinem Begleiter die Richtung.

»Das sind Hunderte Rentiere!« rief Emerson, der nicht weniger überrascht war. »Sie schwimmen direkt auf uns zu! So etwas habe ich noch nie erlebt!«

»Das ist völlig verrückt!« bestätigte Larsson. Er griff zum Funkgerät und gab eine Meldung an ihren Stützpunkt durch. Er konnte allerdings nur melden, daß eine Herde schwimmender Rentiere die Weiterfahrt unmöglich machte. »Sie schließen uns von drei Seiten ein!« schloß er. »Nur noch das Wasser zur Küste hin bleibt frei! Wir werden…«

An dieser Stelle brach die Funkverbindung mit der vorgesetzten Dienststelle ab. Diese löste sofort eine Suche aus, doch das Boot mit der Bezeichnung FX 212 blieb verschwunden.

Es war jedoch nicht untergegangen. Während auf dem Meer eine fieberhafte Suche einsetzte, trieben die beiden Marinesoldaten mit ihrem Boot auf einem paradiesisch schönen, ruhigen Fjord. Sie konnten es noch nicht fassen, daß sie von den Brechern durch eine schmale Lücke in den Felsen geschleudert worden waren, ohne dabei verletzt zu werden.

Sie konnten sich jedoch nicht lange über ihre Rettung freuen, denn die Rentiere drängten zwischen den Klippen herein. Sie kreisten das leichte Boot ein und zerquetschten es förmlich.

Emerson und Larsson wurden herausgeschleudert. Vor Entsetzen gelähmt beobachtete Larsson, wie sein Freund von einem mächtigen Hirsch getötet wurde. Er sah auch noch die schauderhafte Gestalt aus der Tiefe des kristallklaren Fjords auftauchen. Doch ehe er begriff, wer da an die Oberfläche kam und sich seines toten Freundes bemächtigte, traf auch ihn der tödliche Stoß eines Geweihs.

Larrsons Leiche verschwand ebenfalls in der unergründlichen Tiefe des Satansfjords.

Am Ufer stand wieder wie eine Statue der Mann mit dem weiten Umhang und verdeckte auch diesmal seine Augen, um das Wesen aus der Tiefe nicht sehen zu müssen.

Kaum waren die Leichen verschwunden, als der Mann einen scharfen

Pfiff ausstieß. Die Rentiere formierten sich neu und schoben das zertrümmerte Boot der Küstenwache vor sich her ans Ufer.

Zur selben Zeit suchte die norwegische Küstenwache vor den Klippen das Meer nach Wrackteilen der FX 212 ab – ergebnislos.

***

Wir staunten nicht schlecht, als wir auf dem Flughafen von Oslo von zwei Offizieren der norwegischen Marine in Empfang genommen wurden, die zuerst unsere Pässe und meinen Ausweis von Scotland Yard sehr genau studierten und uns dann in den V.I.P.- Raum führten.

»Sie waren schon abgeflogen, als wir uns mit Scotland Yard in Verbindung setzten«, erklärte uns Captain Farraer. »Daher wissen Sie noch nicht, daß ein Boot der Küstenwache an derselben Stelle verschwand wie die NORGE. Spurlos!«

»Nicht so ganz spurlos!« korrigierte Lieutenant Gulbranson, der trotz seines nordischen Namens wie ein Südländer aussah. Ich hätte in ihm einen Italiener oder Spanier vermutet. »Wir erhielten kurz vor dem Verschwinden des Bootes noch den Funkspruch eines Besatzungsmitgliedes. Darin hieß es, das Meer wäre von schwimmenden Rentieren bedeckt, die das Boot nur in Richtung Klippen fahren ließen.«

»Bringen Sie mich zu dieser Stelle!« verlangte ich. »Ich muß sie mir genauer ansehen.«

»Exakt das hatten wir vor, Mr. Sinclair«, antwortete Captain Farraer mit einem knappen Lächeln. Er wirkte langsam und hatte eine schwerfällige Aussprache, aber seine Augen blickten wachsam. »Folgen Sie uns!«

Suko und ich schlossen uns den Offizieren an. Wir waren gespannt, was wir vorfinden würden.

Abseits der normalen Start- und Landebahnen stand ein Hubschrauber der Marine bereit. Ich freute mich schon, daß ich die Küste aus der Luft kontrollieren konnte, wurde jedoch enttäuscht. Kurz nach dem Start gerieten wir in Nebel, der während des ganzen Fluges nicht aufhörte. Einmal sprach ich Gulbranson darauf an. Der Lieutenant schüttelte den Kopf, als ich ihm den Vorschlag machte, tiefer zu gehen.

»Was meinen Sie, Sinclair, was wir schon alles versucht haben?« fragte er mit einem verzerrten Grinsen. »Der Nebel reicht fast bis auf die Wasseroberfläche herunter. Wenn Sie vorzeitig im Seemannsgrablanden wollen, können wir tiefer gehen und gegen die Klippen fliegen.«

»Danke, kein Bedarf«, wehrte ich ab.

Auch in einem zweiten Punkt wurde ich enttäuscht. Wir landeten erst, als es schon vollständig dunkel war. Dazu kam der Nebel, von

dem beide Offiziere versicherten, er wäre ungewöhnlich dicht und hielt sich hartnäckiger als sonst in dieser Jahreszeit.

»Wir müssen die Suche auf morgen verschieben«, meinte Suko, als wir etwas steifbeinig aus dem Hubschrauber kletterten. »Wo sind wir hier überhaupt?«

Gulbranson beantwortete seine Frage. »In unserem Camp, Mr. Suko. Eine Unterkunft steht für Sie beide bereit. Sie sollen es während Ihres Aufenthaltes so bequem wie möglich haben.«

»Wir sind nicht zum Urlaub hier«, warf ich ein, doch die beiden Offiziere gingen nicht weiter darauf ein. Sie zeigten uns ein Zimmer in einer der Baracken, in dem es sich wirklich leben ließ.

Wir packten gerade aus, als draußen im Lager ein Tumult entstand. Es fielen sogar zwei Schüsse.

Ich riß die mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta aus der Halfter und stürmte ins Freie. Neben mir drängte sich Suko durch die Tür.

Es hatte zu regnen begonnen. Im Lager brannten nur wenige Lampen. Um sie herum entstand ein milchiger Hof. Außerhalb der Reichweite der Laternen war es stockdunkel.

Die Tür der Offiziersmesse flog auf. Farraer und Gulbranson stürmten ins Freie. Sie schienen genauso ratlos zu sein wie wir.

Befehle hallten auf Norwegisch über den Platz. Daraus wurde ich erst recht nicht schlau. Dann fielen wieder Schüsse.

»Was ist los?« schrie ich Captain Farraer zu.

Er wandte sich kurz zu uns um. »Überfall auf das Lager! Vier Mann sind eingedrungen!«

Auch die Offiziere hielten Revolver in den Händen. Die Soldaten strömten aus ihren Quartieren, ausnahmslos bewaffnet. Aber vorläufig gab es keinen Gegner. Die Dunkelheit verschluckte alles.

Eine Minute verging in atemloser Spannung, eine zweite. Scheinwerfer flammten auf und tauchten plötzlich das Lager in gleißende Helligkeit.

»Das ist auch nicht das Gelbe vom Ei«, murmelte Suko verärgert und versuchte vergeblich, seine Augen abzuschirmen. »Siehst du etwas, John?«

»Ein paar Sonnen, sonst nichts«, erwiderte ich wütend. »So ein Unsinn! Wer soll bei dieser Helligkeit denn…«

Weiter kam ich nicht, denn plötzlich ertönten von allen Seiten laute Schreie. Ich zwang mich dazu, trotz der Blendwirkung die Augen aufzureißen. Neben mir stöhnte Suko leise.

Mich traf der Schock nicht so unvorbereitet, weil ich in London einen ähnlichen Anblick verdaut hatte. Genau in der Mitte des Lagers tauchten vier grauenhafte Gestalten auf. Zwei von ihnen trugen Uniformen, die aber total zerfetzt, zerschlissen und blutbefleckt

waren. Die beiden anderen Männer sahen noch fürchterlicher aus. Ihre Kleidung war verfault. Große Löcher klafften im Stoff.

Die Haut der vier Männer schimmerte bleich. Ihre Gesichter waren so aufgedunsen – vor allem die der beiden Zivilisten –, daß die Züge kaum noch zu erkennen waren. Trotzdem wußte ich genau, wen ich vor mir hatte.

»Die Leichen von Captain Cunning und Paul Stockyard von der NORGE«, flüsterte ich Suko zu.

Cunning erkannte ich an den ungebändigten roten Haaren und dem verwilderten Bart, Stockyard an seiner schwarzen Augenklappe. Ich hatte ihre Beschreibung von Sir Powell erhalten. Die beiden anderen mußten die vermissten Marinesoldaten sein.

Es erinnerte mich an einen Fall, der noch nicht lange zurücklag. In Schottland hatte ich mit Bill Conolly und Suko gegen das Ungeheuer von Loch Morar gekämpft. Die Opfer dieses Ungeheuers hatten ähnlich schauderhaft ausgesehen wie die lebenden Toten vor uns. Im Loch Morar hatte der Schwarze Tod seine Knochenhand im Spiel gehabt, und es sollte mich nicht wundern, wenn er auch hier die Fäden zog.

Doch darüber konnte ich im Moment nicht nachdenken, denn um uns herum brach die Hölle los. Die Soldaten verloren die Nerven…

»Deckung!« brüllte ich Suko zu und versetzte ihm einen Stoß, der ihn flach zu Boden schleuderte.

Die Kugeln pfiffen haarscharf an uns vorbei. Die Soldaten hörten nicht auf die Befehle der Offiziere, sondern schossen wild um sich. Um ein Haar hätten sie uns erwischt!

Bei einem solchen Anblick konnte man aber auch die Beherrschung verlieren!

Von allen Seiten wurden die Untoten von Kugeln durchbohrt, zeigten jedoch kaum Wirkung. Unter der Wucht der Einschläge zitterten sie, das war auch schon alles.

Sekunden später erstarben die Schüsse, ohne daß einer der Offiziere es befohlen hätte. Auch das konnte ich mir erklären. Die Soldaten wurden von Entsetzen gepackt. Sie hatten keine Erklärung dafür, warum diese vier Männer sich auf den Beinen hielten.

Vorsichtshalber blieb ich einen Moment liegen und hielt auch Suko auf dem Boden fest, damit wir nicht von einem Nachzügler getroffen wurden.

Meine Augen hatten sich in der Zwischenzeit an das grelle Licht gewöhnt. Ich erkannte, daß die Untoten mehrere Gegenstände in den aufgedunsenen Händen hielten und an sich preßten. Was es war, konnte ich nicht erkennen.

»Los, John!« zischte Suko mir zu. »Bringen wir es hinter uns!«

Ich hob die Beretta. »Keiner rührt sich von der Stelle!« rief ich so

laut, daß es die Soldaten hörten. Bestimmt verstanden die meisten von ihnen Englisch.

Ich zog den Abzug durch. Scharf knallte der Schuss durch die Nacht. Die Silberkugel traf den Untoten mit der Augenklappe.

Ein klagender Laut drang durch das Lager. Die drei anderen lebenden Leichen brüllten wütend auf.

Ich erwartete, daß sie uns angreifen würden, aber ich täuschte mich. Sie bückten sich blitzschnell, so daß mein nächster Schuss daneben ging. Ich hatte auf eine der uniformierten Wasserleichen gezielt. Die hastige Bewegung rettete das Scheusal.

Die Untoten rafften die Gegenstände auf, die der Kerl mit der Augenklappe fallen ließ. Bevor ich zu einem weiteren Schuss kam, ergriffen sie die Flucht und verschwanden außerhalb der hellen Zone in der absoluten Dunkelheit. Die Scheinwerfer hinderten mich daran, ihnen noch eine von meinen Silberkugeln nachzuschicken.

Ich stand auf und ging auf den Untoten zu. Er verwandelte sich rasend schnell. Zwar blieb das Aussehen der Wasserleiche erhalten. Paul Stockyard hatte immerhin eine Woche im Wasser gelegen. Aber das unnatürliche Leben wich aus den Augen.

Innerhalb einer knappen Minute lag eine normale Leiche vor mir.

Suko stand die ganze Zeit neben mir und sah genauso fasziniert wie ich zu, obwohl wir so etwas schon oft erlebt hatten. Aber noch jemand kam aus dem Staunen nicht heraus, und das waren Captain Farraer und Lieutenant Gulbranson.

»Was bedeutet das, Mr. Sinclair?« rief der Captain fassungslos. »Wieso haben unsere Kugeln nichts ausgerichtet, während ein Schuss aus Ihrer Pistole…«

Ich winkte ab. »Es ist noch nicht zu Ende«, murmelte ich.

Diese Leiche hatte sich in der Gewalt der Hölle befunden. Das Silber zerstörte daher mehr als das dämonische Leben.

Die Haut des Toten trocknete ein. Die Wangen und die Augen sanken ein. Über den Händen spannte sich runzelige Haut, die wie Pergament knisterte, sich gleich darauf mitsamt der Kleidung auflöste und den Blick auf das Skelett freigab.

Die Luft war von einem unheimlichen Knacken und Zischen erfüllt. Sekunden später zerbröckelte auch das Skelett. Die einzelnen Bruchstücke lösten sich ebenfalls noch auf, bis zuletzt nichts mehr übrig war.

Nur ein Abdruck in dem schlammigen Untergrund wies auf das schauerliche Erlebnis hin.

»Gehen wir in unsere Unterkunft«, schlug ich den beiden Offizieren vor. »Wissen Sie, was die übrigen Untoten gestohlen haben?«

Farraer schüttelte den Kopf, rief jedoch einen anderen Offizier zu sich und erteilte ihm eine Reihe von Befehlen. Danach folgte er uns

zusammen mit Gulbranson.

***

Ich erteilte den beiden Offizieren einen Schnellkursus über Dämonen, den Schwarzen Tod, Myxin, den Magier, und deren Heerscharen von Untoten, Werwölfen und was sie sonst noch gegeneinander ins Feld führten. Suko riß ein paar meiner früheren Fälle an, und die beiden Offiziere gaben sich Mühe, ihren Unglauben zu verbergen. Offen zu widersprechen, wagten sie nicht, da sie vorhin die vier Untoten gesehen und die Auflösung der einen Leiche miterlebt hatten.

»Ich habe noch keine Ahnung, wer hinter den Vorfällen an Ihrer Küste steckt«, schloß ich meinen kurzen Bericht, »aber möglicherweise sind die NORGE und Ihre Leute in die Kämpfe zwischen den Mächten der Finsternis geraten.«

Wir wurden unterbrochen, weil ein Offizier kam und eine Liste mit den gestohlenen Gegenständen überreichte. Farraer runzelte die Stirn.

»Merkwürdig«, murmelte der Captain. »Es handelt sich um wertvolle Instrumente, vor allem optische Geräte.«

»Es wären also lauter Gegenstände, die auch von gewöhnlichen Dieben entwendet würden?« fragte Suko.

Der Captain nickte. »Diese… diese seltsamen Männer haben sich nur Dinge ausgesucht, die auf dem Schwarzmarkt horrende Preise erzielen.«

»Eine kriminelle Tat, ausgeführt von lebenden Leichen.« Ich überlegte kurz, kam jedoch zu keinem Schluß. »Etwas anderes, Captain! In dem letzten Funkspruch Ihrer Leute war von Rentierherden die Rede. Und Hester Vine, der bei uns in London auftauchte, hatte ein Rentiergeweih in der Brust stecken. Wer kennt sich mit Rentieren besonders gut aus?«

»Rentier-Joe«, platzte Gulbranson sofort heraus.

»Richtig«, bestätigte sein Vorgesetzter. »Sie werden vermutlich in ganz Norwegen keinen geeigneteren Mann finden… falls Sie ihn finden.«

»Was soll denn das schon wieder heißen?« fragte Suko gereizt. »Können Sie nicht Klartext sprechen? Wir haben einiges hinter uns und sind müde.«

»Niemand weiß, wie dieser Mann wirklich heißt«, erklärte der Captain. »Er taucht überall im Land auf, mal hier und mal dort. Immer sieht man ihn inmitten einer unübersehbaren Herde von Rentieren. Aber keiner hat mit ihm gesprochen, und niemand weiß, wo dieser Mann lebt. Er verschwindet mit seiner Herde genau so schnell, wie er auftaucht. Wenn jemand über die Wanderungen und Gewohnheiten von Rentieren Bescheid weiß, ist es Rentier-Joe.«

»Sehr schön!« Ich nagte intensiv an meinen Fingerknöcheln, als

würde mir auf diese Weise die rettende Idee kommen. Als ich es merkte, ließ ich es sein. So schön war das auch nicht. »Wo hat man diesen Rentier-Joe zuletzt gesehen?«

Farraer und Gulbranson sahen einander ziemlich überrascht an.

»Ganz in der Nähe«, erwiderte der Lieutenant. »Ein paar Meilen von unserem Lager entfernt. Das war vor einer Woche.«

Suko und meine Blicke trafen sich. Mein chinesischer Freund und ich hatten eines gemeinsam.

Wir glaubten beide nicht so recht an solche sonderbaren Zufälle.

»Was hältst du von der Sache, John?« erkundigte sich Suko, nachdem die Offiziere unsere Unterkunft verlassen hatten.

»Merkwürdig! Ich habe schon immer eine Schwäche für plötzlich auftauchende und verschwindende Leute gehabt.«

»Wir sollten uns die Küste ansehen«, schlug er vor. »Und vor allem keine Zeit verlieren.«

»Werden wir auch nicht. Ich bin nicht müde. Und du?«

Suko zog in gespieltem Erstaunen die Augenbrauen hoch. »War ich schon jemals müde?«

»Dann los!«

Wir traten aus der Baracke, bis an die Zähne mit unseren Spezialwaffen ausgerüstet, Farraer ließ uns freie Hand. So lange wir nicht gegen militärische Interessen verstießen, konnten wir tun, was wir wollten.

Wir gingen an den Marinehafen hinunter, der eigentlich nur eine kleine, windgeschützte Bucht mit zwei in das Wasser hinausgebauten Molen war. Die Wachen waren nach dem mysteriösen Überfall durch die Untoten verstärkt worden. Ich sprach kurz mit dem Unteroffizier, der für den Hafen zuständig war, und fünf Minuten später saßen Suko und ich in einem Boot des gleichen Typs wie die FX 212. Die Tanks waren voll. Auf dem Bug war ein starker Suchscheinwerfer montiert.

Es konnte losgehen.

Ich drehte gleich voll auf, jagte aus der Bucht hinaus und kniff die Augen zusammen, als ein scharfer Wind auflebte. Die Wellen gingen hoch, bereiteten unserem Boot jedoch keine Schwierigkeiten.

»Hätte gar nicht gedacht, daß es hier draußen so rau ist!« schrie Suko, und das Heulen des Windes, das Rauschen der Wellen und das Dröhnen des schweren Motors zu übertönen.

Ich gab keine Antwort, sondern schaltete dem Suchscheinwerfer ein. Im Moment brachte er noch nicht viel, da unser Boot tanzte und schlingerte und der Strahl mal in den Himmel hinauf leuchtete, mal unmittelbar vor dem Bug in ein Wellental stach. Ich wollte aber schon meine Augen an die Helligkeit gewöhnen, damit ich nicht wieder so geblendet wurde wie vorhin im Lager.

»Mit Mister Rentier-Joe würde ich gern ein paar Worte wechseln!«

rief Suko und stellte sich neben mich. »Der Mann könnte uns bestimmt Tips geben.«

»Wenn nicht sogar mehr.« Ich deutete über meine Schultern. »Achte darauf, daß sie uns nicht den Rückweg abschneiden!«

»Wer?« fragte er erstaunt.

»Die Rentiere.« Ich starrte gespannt nach vorn, ob ich an der Wellenform Untiefen erkennen konnte. »Ich glaube, diese netten Tierchen sind den Booten vor uns zum Verhängnis geworden.«

»Alles klar, John!« meldete Suko.

Wir verfielen in Schweigen. Ich hing meinen Gedanken nach und versuchte, hinter allem einen Sinn zu sehen. Es gelang nicht, denn noch wußte ich zu wenig.

»Sag mal, fühlst du das auch?« meldete sich Suko nach einer ganzen Weile.

Ich schreckte zusammen, weil ich erst jetzt merkte, daß ich mich zu sehr aufs Kombinieren verlegt hatte.

»Was?« fragte ich verwirrt.

»Als ob mich Tausende von Augen anstarren würden.« Mein Freund schlug die Arme um seinen Körper, als friere er. »Unheimlich ist das! Ich fühle mich richtig beobachtet.«

Ich lauschte in mich hinein. Das hatte nichts mit Telepathie oder medialen Fähigkeiten zu tun. Bestimmt ist es schon jedem einmal so ergangen, daß er sich plötzlich beobachtet fühlte und erst danach merkte, daß ihn jemand intensiv anstarrte.

»Du hast recht«, sagte ich nach einiger Zeit. Unser Boot pflügte unbeirrt die rauhe See. »Aber es ist niemand in unserer Nähe.«

Vorsichtshalber griff ich nach meinem Silberkreuz. Falls wir hier draußen angegriffen wurden, hatten wir einen schweren Stand. Ich brauchte beide Hände, um das schwere Boot zu steuern und immer so gegen die Wellen zu halten, daß wir nicht kenterten. Der Sturm und die peitschende Gischt auf den Wellenkämmen behinderten die Sicht.

»John!«

Sukos Schrei erstickte. Erschrocken fuhr ich herum.

Meinen Partner brachte nichts so leicht aus der Fassung. Jetzt war es geschehen. Mit weit aufgerissenem Mund starrte Suko zur Küste hinüber, die ungefähr eine halbe Meile von uns entfernt war. Und dann traf es auch mich.

So weit ich sehen konnte, waren die Felsen und Berghänge übersät mit funkelnden Augenpaaren – Tausende und Abertausenden!

»Das darf doch nicht wahr sein!« rief ich aus und nahm das Gas weg. Gleich darauf bereute ich es, weil sich das Boot nicht mehr steuern ließ und von einer besonders hohen Welle seitlich gedreht wurde. Die nächste Welle schöpften wir voll und waren sofort bis auf die Haut durchnässt.

Ich ließ die Motoren aufbrüllen und brachte das Boot wieder auf Kurs. Obwohl ich keinen trockenen Faden mehr am Leib hatte, fühlte ich die Kälte nicht. Unverwandt starrte ich zur Küste.

»Was ist das?« rief Suko. »Dämonen?«

Es waren große Augen, grünlich schimmernd. Sie erinnerten mich an die Leuchtziffern von Armbanduhren. Jeweils zwei standen dicht beisammen. Nur daran erkannte ich, daß es die Augen von Lebewesen sein mußten. Ansonsten bildeten die Felsmassive und die sanften Abhänge eine einförmige, dunkle Masse.

»Ich weiß nicht, was da drüben los ist«, rief ich meinem Partner zu. »Sehen wir es uns aus der Nähe an?«

»Aber immer!« antwortete Suko.

Angst kannte er nicht!

Ich änderte den Kurs. Es war nicht nötig, daß ich parallel zu den Wellen fuhr, da diese unheimlichen Augen bis ans Ende unseres Blickfeldes reichten. Ich konnte in einem schrägen Winkel auf die Küste zulaufen. Dadurch verhielt sich unser Boot wesentlich ruhiger.

»Lieber Himmel, John!« stöhnte Suko. »Ich kann es gar nicht glauben!«

»Mir geht es genauso«, sagte ich, aber das war nur ein schwacher Trost.

Die Lebewesen bevölkerten die Küste.

»Das Leuchten der Augen ist dämonischen Ursprungs«, behauptete Suko.

»Ganz sicher«, erwiderte ich und drehte den Suchscheinwerfer zur Küste. Er richtete jedoch nichts aus. Wir waren noch zu weit entfernt, und die Luft war nebelig. Die feinen Wassertropfen, die vom Wind über die Wellen getrieben wurden, legten einen zusätzlichen Schleier zwischen uns und das unerklärliche Phänomen.

»Da kommt mir eine Idee«, murmelte ich mit zusammengebissenen Zähnen.

»Was ist los?« schrie Suko. Durch den Lärm hatte er mich nicht verstanden.

Ich schaltete den Suchscheinwerfer aus. Suko protestierte lautstark, doch ich kümmerte mich nicht darum. Statt dessen hielt ich mein silbernes Kreuz hoch, das wie immer an der Halskette baumelte.

Wenn diese leuchtenden Augen Dämonen gehörten, würde ihnen das Kreuz sicher unangenehm sein. Es ließ sich nie im vorhinein bestimmen, wie diese Waffe des Guten wirkte. Ich wußte nur mit Sicherheit, daß wenige Helfer der Hölle von seiner Wirkung unbeeindruckt blieben.

Jetzt schrien Suko und ich gleichzeitig erstaunt auf. Direkt vor uns ragte eine steile Klippe aus dem Wasser. Auch auf der fast senkrechten Felswand schimmerten die Teufelsaugen.

Doch dann erlosch ein Augenpaar nach dem anderen, als wäre es ausgeknipst worden. Und zwar genau in Kreuzform!

Innerhalb weniger Sekunden zeichneten sich auf der Klippe ein riesiges, von der See bis zur Spitze reichendes schwarzes Kreuz ab, während der übrige Raum von den glühenden Augen erfüllt blieb.

Probeweise ließ ich mein Kreuz unter dem Hemd und dem dicken Pullover verschwinden. Sekunden später funkelten überall die Augen auf. Das Kreuz löschte sie erneut aus.

»Das ist der Beweis!« rief Suko. »Dämonen!«

Wir waren inzwischen so nahe herangekommen, daß der Scheinwerferkegel die Küste erreichen mußte. Ich schaltete den Suchscheinwerfer ein und richtete ihn neu aus.

Mir blieb buchstäblich die Spucke weg.

Von den Felsen und Wiesen der Küste war nichts zu sehen, weil sich dicht an dicht Tierleiber drängten.

Rentiere.

Vor Überraschung vergaß ich für einen Moment, auf die anrollenden Wellen zu achten. Das rächte sich bitter.

Ein Brecher schlug über unser kleines Boot und deckte uns nicht nur mit einem neuen Schwall eiskalten Wassers ein. Er drehte das Boot auch, daß es hilflos wie eine Nussschale auf den Wellen tanzte und manövrierunfähig wurde.

Diesen Moment nutzten die Rentiere aus.

Zuerst sah ich nur, daß sich die glühenden Augen in Bewegung setzten und rasend schnell auf die Meeresoberfläche zustürzten. Dann hörte ich das ohrenbetäubende Klatschen und Rauschen, als die Tierkörper in das Wasser eintauchten. Und als der Scheinwerferkegel zufällig über die Klippe strich, erkannte ich, daß kein einziges Tier zurückblieb.

Wie die Lemminge stürzten sie sich in das Meer, das sich in eine auf und ab wogende, grün leuchtende Fläche verwandelte, grün von den glühenden Augen.

Die Rentiere griffen an!

»Wir müssen hier weg, John!«

Suko krallte sich an meiner Schulter fest und deutete aufgeregt nach vorne. Ich hatte es auch schon gesehen. Die Rentiere, in denen der Satan steckte, schnitten uns nicht nur den Rückweg sondern auch die Weiterfahrt ab. Zangenförmig schwammen sie auf die offene See hinaus, so daß wir auch dorthin nicht entkommen konnten.

Uns blieb nur noch ein Ausweg, und der gefiel mir gar nicht.

»Die Klippen!« rief ich meinem Partner zu.

»Willst du uns umbringen?« Suko packte den Suchscheinwerfer und ließ ihn kreisen.

Rings um uns schien das Wasser zu kochen. Die Rentiere hatten nun

schon vollständig den Weg zum offenen Meer versperrt. Ein Ende der Körperflut war nicht abzusehen. An ein Durchkommen mit dem Boot war nicht mehr zu denken.

»Wenn sie uns einschließen, zerquetschen sie uns wie ein Papierschiff!« Meine Finger krallten sich um das Ruder. Ich zog das Boot herum und hielt genau auf die Klippen zu.

»Sie wollen doch nur, daß wir dort zerschellen!« rief Suko heiser. »Siehst du das, John? Sie formen eine richtige Gasse!«

Er hatte recht. Auf einem schmalen Streifen lag das Wasser noch frei vor uns. Sogar die Wellen wurden schwächer, donnerten aber immer noch gischtend gegen die Klippen.

»Zieh das an!« Suko half mir in eine Schwimmweste und streifte sich selbst eine über. »Und viel Glück, John!«

»Das können wir beide brauchen«, erwiderte ich heiser und starrte wie hypnotisiert auf den hellen Fleck, den der Suchscheinwerfer auf die nassen Felsen warf. Das Licht tanzte auf und ab, je nachdem, wie sich unser Boot bewegte. Wir machten uns nicht mehr die Mühe, den Scheinwerfer auszurichten.

Das Donnern der Brandung übertönte alle anderen Geräusche. Wir konnten uns auch nicht mehr verständigen.

Mit ein paar Griffen überzeugte ich mich davon, daß meine Waffen gut saßen. Ich wollte sie bei dem unvermeidlichen Aufprall nicht verlieren. Allerdings zweifelte ich daran, daß wir trotz der Schwimmwesten eine Chance hatten. Wahrscheinlich zerschmetterten uns die Brecher an den Klippen!

Ein letztes Mal sah ich mich um. Vielleicht war ein Wunder geschehen, und wir konnten umkehren.

Meine Hoffnung zerplatzte wie eine Seifenblase. Die See schillerte hinter unserem Boot, als wäre sie mit Phosphor vermengt, so dicht schwammen die Rentiere.

Also weiter, wie immer es auch ausging! Ein Kampf mit Beretta, Kreuz und Silberdolch oder Dämonenpeitsche hätte gegen diese Mengen von besessenen Tieren keinen Sinn gehabt!

»John!«

Wie aus weiter Ferne hörte ich Sukos langgezogenen Schrei.

Im nächsten Moment wurden wir von einer Riesenfaust gepackt, vorwärts gerissen und durcheinander gerüttelt. Ich krallte mich am Steuerrad fest, stürzte von meinem Sitz und prallte gegen Suko.

Bevor wir in die Brandung eintauchten, hielt ich den Atem an. Ich atmete auch Sekunden später noch nicht, obwohl ich es tun konnte. Die über uns zusammenstürzenden Wassermassen blieben aus. Das Boot kenterte nicht, stellte sich nicht auf den Kopf und wurde auch nicht unter die Wasseroberfläche gedrückt.

Verwundert hob ich den Kopf. Unter mir stöhnte Suko.

»Würdest du freundlicherweise von mir aufstehen?« erkundigte sich mein Partner. Auch in seiner Stimme schwang grenzenlose Erleichterung mit. »Was ist denn geschehen, John? Ich sehe nichts. Du sitzt auf meinem Gesicht!«

Ich stand hastig auf und half Suko auf die Beine. »Unglaublich!« murmelte ich.

Suko verstand mich, obwohl ich leise sprach. Der Motor war abgewürgt. Das Boot trieb nur ganz langsam in einen feenhaften Fjord hinein. Ringsum herrschte tiefe Stille.

Am wolkenlosen Himmel stand die volle Mondscheibe und beleuchtete ein Bild wie aus einer anderen Welt mit weichem Schein. Sanfte Matten senkten sich zum Ufer herunter. Der Fjord zog sich weit in das Landesinnere. Sein Ende konnten wir nicht sehen, weil es hinter Felsen verborgen lag.

Das Mondlicht glitzerte auf dem Wasser, das so klar war, daß ich den Grund zu sehen glaubte.

»Hier möchte ich einen Bungalow haben«, sagte Suko scherzhaft. »Was soll denn das sein? Der Bauplatz für eine Ferienkolonie? John, wo ist die Brandung geblieben? Hat es uns in eine andere Dimension verschlagen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Es muß in den Klippen eine schmale Öffnung geben, durch die man in diesen Fjord gelangt. Von außen sieht man den Zugang nicht.«

»Zu schön, um wahr zu sein«, bemerkte mein Freund. »Wir sollten so schnell wie möglich von hier verschwinden.«

»Hinaus auf das offene Meer?« fragte ich spöttisch. »Wo die netten Tierchen auf uns warten?«

»Die netten Tierchen sind sehr anhänglich.« Suko deutete hinter uns. »Da sind sie schon!«

Ich fuhr erschrocken herum. »Sie haben es auf uns abgesehen, wollten uns aber nicht auf offener See umbringen!« rief ich und drückte Suko die Dämonenpeitsche in die Hand. Ich selbst griff zu meiner Beretta und dem silbernen Dolch.

So leicht wollte ich es den höllischen Wesen nicht machen!

Wir waren bereit, als etwas Unvorhergesehenes geschah. Unser Boot trieb nur mehr durch den Schwung, mit dem es in den Fjord hereingeschleudert worden war. Bis weit vor uns gab es keine sichtbaren Hindernisse.

Trotzdem erhielten wir einen harten Stoß. Es gab einen dumpfen Laut, als das Boot auflief.

Ich beugte mich weit über die Bordwand, um zu sehen, was uns da aufhielt. »Suko!« rief ich. »Sieh dir das an!«

Ich zeigte meinem Freund den Schiffsbug, der aus dem Wasser auftauchte und sich uns in den Weg legte. Deutlich war noch die

Schrift zu erkennen. NORGE

»Jetzt wissen wir, wo der Trawler geblieben ist«, stellte Suko fest. »Wetten, daß auf dem Grund dieses idyllischen Sees auch die FX 212 liegt?«

»Die Wette nehme ich nicht an, weil du recht hast!« Ich deutete senkrecht in die Tiefe.

Das Wasser war so unglaublich klar, daß ich auf dem Grund des Fjords deutlich das Boot der Marine erkannte.

Unser Boot erhielt einen zweiten Stoß, der uns von den Beinen holte.

Die Rentiere rammten uns! Jetzt ging es um Leben oder Tod!

***

In der norwegischen Marinebasis waren Mannschaften und Offiziere vollauf damit beschäftigt, den Überfall durch die vier Fremden aufzuklären. Es blieb ein Rätsel, wie es diesen Männern gelungen war, ohne Hilfsmittel den dichten Zaun zu durchbrechen, die Posten niederzuschlagen und die wertvollsten Geräte auf Anhieb zu entwenden.

Captain Farraer hatte keine freie Sekunde. Er hing pausenlos am Telefon und sprach mit seinen Vorgesetzten. Der Zwischenfall löste entlang der ganzen norwegischen Küste Alarm aus. Sogar das NATO-Hauptquartier wurde verständigt. Schließlich war es zu einem unerklärlichen Zwischenfall in einem der NATO angeschlossenen Land gekommen.

Während überall hektische Aufregung herrschte, erinnerte sich Captain Farraer an seine Gäste aus London. Er beorderte Lieutenant Gulbranson zu sich.

»Kümmern Sie sich um diesen Sinclair und den Chinesen!« befahl er knapp. »Ich habe keine Zeit.«

Gulbranson salutierte und verschwand, war aber zwei Minuten später wieder zurück. »Sie sind weg«, meldete er. »Mit einem Boot hinausgefahren.«

»Was!« Farraer verlor seine bei den Mannschaften bekannte Ruhe. »Wie war das möglich? Ich habe doch ausdrücklich befohlen…«

»… daß Oberinspektor Sinclair freie Hand hat«, ergänzte Lieutenant Gulbranson und fiel seinem Vorgesetzten ins Wort. Er konnte es sich erlauben, weil sie sich beide sehr gut miteinander verstanden. »Sie können den Posten am Hafen keinen Vorwurf machen!«

Farraer sprang auf. »Sofort nach den beiden suchen!« rief er schneidend. »Ich muß wissen, wo sie sind! Wir können nicht riskieren, daß ihnen etwas passiert! London ist ohnedies schon über den verschwundenen Fischtrawler verärgert! Wenn jetzt auch noch ein Oberinspektor von Scotland Yard und sein Assistent…! Worauf warten Sie noch!«

Gulbranson hetzte nach draußen und organisierte die Suche nach dem kleinen Motorboot. Seiner Meinung nach konnte das nicht zu schwierig sein. Ihre Besucher aus London mußten sich an der Küste halten. Was sollten sie schon draußen auf hoher See?

Der Lieutenant stellte zwei Suchkommandos zusammen, jedes bestehend aus drei Schnellbooten. Er selbst übernahm den Befehl über die nach Süden fahrenden Schiffe. In dieser Richtung lag die Stelle, an der die NORGE und die FX 212 verschwunden waren. Seiner Meinung nach hatte er hier die größten Aussichten auf Erfolg.

Die Boote jagten mit Höchstgeschwindigkeit dahin, eines näher an der Küste, das zweite etwa eine halbe Seemeile vor den Klippen, das dritte auf offener See.

Der Lieutenant hielt den Einsatz für überflüssig, aber es war wenigstens eine gute Übung für die Leute. Sie führten in der Basis ohnedies ein zu ruhiges Leben, fand Gulbranson.

Als er die Meldung erhielt, vor ihnen wäre etwas im Wasser gesichtet worden, war er überzeugt, es wäre das Boot der beiden Männer aus London.

»Können Sie keine ordentliche Meldung erstatten?« fuhr er den Matrosen an. »Was heißt, *etwas* ist gesichtet worden? Ein Schiff? Ein Eisberg? Oder eine Meerjungfrau?«

Der Matrose sah ihn merkwürdig verstört an. »Nein, es sind Rentiere! Unzählige Rentiere!«

Gulbranson brauchte ein paar Sekunden, um sich von seiner Überraschung zu befreien. Er riß das Nachtglas an die Augen und entdeckte die Tierkörper, die das Meer bedeckten, so daß kaum noch Wasser zu sehen war.

Sofort setzte er einen Funkspruch an die anderen Schiffe und an die Basis ab. Alle verfügbaren Einheiten sollten so schnell wie möglich zu ihm stoßen, um dieses rätselhafte Phänomen zu klären.

Doch als er erneut durch das Nachtglas blickte, lag das Meer wie gewohnt vor ihm. Kein einziges Rentier war zu sehen…

***

Nun wußten wir, wie die Besatzungen der Schiffe vor uns ums Leben gekommen waren!

Die Rentiere waren vom Teufel besessen! Sie versuchten, unser Boot zum Kentern zu bringen oder die Bordwände zu zerstören. Hunderte und Tausende drängten zu uns heran. Der vereinten Kraft dieser Tiere mußte es gelingen, das Boot buchstäblich zu zerquetschen.

Noch schoß ich nicht auf die Tiere. Ich wollte sie nicht verletzen, weil sie nicht aus eigenem Antrieb handelten. Eine böse Macht peitschte sie vorwärts. Ich ließ das silberne Kreuz frei auf meiner Brust hängen. Die vordersten Rentiere wichen zurück. Sie wurden jedoch

von den nachdrängenden Artgenossen gegen das Schiff geschoben.

Mein Freund wich ihnen geschickt aus, und wenn der Silberdolch die Geweihe berührte und ritzte, versanken die Rentiere wieder im Wasser und zogen sich zurück.

Trotzdem war es nur eine Frage der Zeit, bis unser Boot sinken würde. Es hatte bereits gefährliche Schlagseite. Wir hatten im Kampf gegen die Wellen viel Wasser übergeholt und noch keine Zeit gehabt, es über Bord zu schöpfen. Und die Rentiere gingen zu einer anderen Taktik über. Sie drängten alle von einer Seite gegen die Bordwand.

»Sie kippen uns um, John!« rief Suko alarmiert.

»So leicht geht das nicht!« Ich packte das silberne Kreuz und hielt es wie schon draußen auf hoher See über meinen Kopf. Das wirkte. Auch die Rentiere, die weiter entfernt im Wasser trieben, wurden von der Kraft meiner Waffe verscheucht. Wir bekamen Luft, und unser Boot stabilisierte sich.

»John, Vorsicht!« schrie Suko.

Er versetzte mir einen Stoß, der mich gegen das Steuerrad schleuderte. Im nächsten Moment krachte seine Pistole. Ich taumelte und hörte ein fast menschliches Kreischen und Schreien.

Erschrocken fuhr ich wieder hoch. Ein Rentier hatte versucht, über die Bordwand zu klettern. Mit den Vorderbeinen stand es bereits im Boot. Hätte Suko mich nicht gerettet, wäre ich hinterrücks aufgespießt worden und hätte wie Hester Vine geendet.

Suko hatte dem Rentier eine Silberkugel zwischen die Augen gesetzt. Ich empfand Mitleid mit dem Tier, obwohl mein Freund gar keine andere Wahl gehabt hatte.

In den nächsten Sekunden änderte ich meine Meinung über das »arme Opfer«. Es verwandelte sich nämlich vor unseren Augen, während es in das Wasser zurücksank. Das Fell löste sich, das Geweih fiel ab. Ein abscheulicher, schuppiger Körper kam zum Vorschein, halb Fisch, halb Saurier. Der Schädel erinnerte an einen Hai. In dem weit aufgerissenen Maul blitzten dolchartige Zähne. Fauliger Brodem schlug uns aus dem Schlund der Bestie entgegen. Anstelle der Hufe entdeckte ich Pranken mit fürchterlichen Krallen. Ein langer Schweif peitschte das Wasser, daß es hoch in den nächtlichen Himmel spritzte.

»Ein Dämon!« Ich schickte noch eine Silberkugel hinterher. Das überlebte das höllische Wesen nicht. Silber war für Dämonen niederer Rangstufen absolut vernichtend. Das Scheusal zerplatzte unter Wasser und färbte den Fjord wie ein Tintenfisch.

Suko schoß von der Hüfte aus. Seine Kugel fegte ein Rentier vom Bug. Es hatte versucht, mit den scharfen Hufen ein Loch in die Außenwand des Bootes zu kratzen. Ich jagte zwei Kugeln auf Rentiere, die ihre Hufe gegen die Schiffsschraube schmetterten. Alle drei Getroffenen verwandelten sich in ähnliche Scheusale wie vorhin ihr

Artgenosse, obwohl jedes anders aussah. Eines hatten sie gemeinsam, nämlich die schimmernden Schuppen.

Jeder von uns hatte ein Reservemagazin für seine Waffe eingesteckt. Wir mußten vorsichtig mit unseren Pistolen umgehen, sonst standen wir ohne Munition da, und wir kämpften noch immer gegen eine im wahrsten Sinne des Wortes erdrückende Übermacht.

»Spar dir die Kugeln!« rief ich Suko keuchend zu.

Er nickte, steckte seine Pistole weg und griff zu der Dämonenpeitsche. Sie war eine tödliche Waffe, genau wie die Beretta, und mit kräftigen Hieben trieb Suko die Dämonen am Heck zurück. Diejenigen, die das Boot vom Bug her überrollen wollten, verjagte ich mit Hilfe des silbernen Kreuzes.

»Wir müssen hier raus, sonst bekommen sie uns doch noch!« schrie Suko und schlug kraftvoll zu. Die Peitschenschnüre zuckten wie Blitze durch die Luft und fanden ihr Ziel. Mit wütendem Brüllen versanken die Dämonen. Ihre Plätze wurden sofort von anderen eingenommen, die noch die Gestalt von Rentieren besaßen. Mittlerweile bezweifelte ich, daß überhaupt ein einziges Tier unter der Herde war. Das erklärte auch, wie die Rentiere sich auf den unwegsamen Klippen gehalten hatten.

Ich ließ den Motor an. Der Kampf lief lautlos ab, von dem Plätschern der Wellen abgesehen. Jetzt brüllte der Motor auf, als ich ihn überdrehte und die Kraft auf die Schraube legte.

Mit angehaltenem Atem wartete ich darauf, was passieren würde. Wenn die Schraube schon beschädigt war, konnten wir unser Testament machen. Dann endeten wir wie die anderen vor uns in diesem geheimnisvollen Fjord.

Ich hätte vor Freude schreien mögen, als das Schiff einen Ruck machte und kräftig beschleunigte. In einem engen Kreis wendete ich das Boot und jagte auf die scheinbar geschlossene Felswand am Eingang des Fjordes zu.

»Ein Vulkan!« rief Suko und deutete aufgeregt in das Wasser.

Ich konnte das Steuer keinen Moment lang loslassen. Dafür waren wir bereits zu nahe an den Klippen. Aber ich beugte mich über die Bordwand und sah tief unter mir ein höllisches Glühen.

Im nächsten Moment donnerten Brecher über uns hinweg und rissen uns empor, schaukelten das Boot und schleuderten uns durch die Luft. Die Brandung hatte uns erfaßt!

Ich weiß nicht mehr, wie lange der Kampf gegen die Elemente dauerte. Mir schienen es Ewigkeiten zu sein, in denen wir als hilfloser Spielball auf den Wogen tanzten. Manchmal sausten wir so nahe an einer Klippe vorbei, daß ich nur die Hand auszustrecken brauchte, um sie zu berühren.

Irgendwie änderte sich unsere Lage. Ich konnte nicht unterscheiden,

ob uns die Motorkraft oder eine besonders große zurückschlagende Welle aus der gefährlichen Nähe der Klippen brachte. Jedenfalls trieben wir plötzlich in etwas ruhigerem Wasser, konnten uns orientieren und auch etwas unternehmen.

Der Gashebel stand noch immer auf voller Kraft. Die Schraube tauchte in das Wasser ein und trieb uns rasch auf die offene See zu. Das Boot gehorchte wieder dem Steuer.

Suko beugte sich soeben zu mir und wollte etwas sagen, als mehrere starke Scheinwerfer aufflammten und uns erfaßten.

Suko und ich sahen uns an und lachten erleichtert auf, denn Dämonen verwendeten keine Scheinwerfer und keine Schnellboote! Wir waren in Sicherheit!

***

Was wir zu diesem Zeitpunkt nicht einmal ahnten, war, daß sich schon vor mehreren Stunden in London wichtige Dinge ereignet hatten. Vielleicht hätten wir noch rechtzeitig eingreifen können, um das Schlimmste zu verhindern. So aber nahmen die Dinge ihren Lauf.

Es begann damit, daß sich Jane Collins schäbig vorkam, weil sie Suko und mich allein hatte fliegen lassen. Sonst war sie fast immer dabei, wenn es in eine neue Runde gegen das Böse ging.

Sie wußte allerdings, daß ihr niemand einen Vorwurf machte, da sie einer Freundin versprochen hatte, ihr zu helfen. Und ein gegebenes Versprechen mußte man einlösen.

Trotzdem war Jane Collins erleichtert, als sich die Sache mit ihrer Freundin von allein erledigte. Sie wurde nicht länger in London zurückgehalten und suchte sofort Sir Powell auf.

Der Superintendent war in seinem Club und wirkte äußerst schockiert, als Jane Collins ihn herausrufen ließ.

»Musste diese Störung sein?« fragte er so, daß es gerade noch höflich war. »In einen Club zieht sich ein Gentleman zurück, um ungestört auszuspannen.«

»Eben, ein *Gentleman*«, erwiderte Jane mit einem spöttischen Lächeln. Befriedigt stellte sie fest, daß sie einen Treffer gelandet hatte. Dabei wußte sie, daß Sir Powell nicht nur ein guter Vorgesetzter, sondern auch ein netter Mensch war. Nur sein Club, der war ihm heilig. »Ich brauche eine Empfehlung für die norwegische Polizei. Das ist alles!«

Sir Powell stellte keine Fragen. Es war ohnedies sonnenklar, weshalb Jane dieses Schreiben benötigte. Widerspruchslos stellte er es aus und war froh, sich in seine heiligen Hallen zurückziehen zu können.

Jane aber jagte zum Flughafen, erwischte eben noch eine Maschine nach Oslo und kam einige Stunden nach uns auf dem Airport an. Sie hatte unwahrscheinliches Glück, denn als sie sich an die Zöllner

wandte, hatten noch dieselben Beamten Dienst, die uns abgefertigt hatten. Einer von ihnen erinnerte sich, daß wir von zwei Marineoffizieren durch den Zoll geschleust worden waren. Er wußte sogar, von welchem Camp die beiden Offiziere gekommen waren, da sie sich ihm gegenüber hatten ausweisen müssen.

Jane wußte zwar nicht mit hundertprozentiger Sicherheit, ob wir uns in diesem Lager aufhielten, aber sie nahm es an, weil in der Nähe jene Stelle lag, an der die NORGE verschwunden war.

Das Glück blieb ihr treu – das glaubte sie wenigstens. Erst viel später sollte sie merken, in welchen teuflischen Wirbel sie hineingeraten war. Mit demselben Flugzeug wie sie war eine englische Touristengruppe in Oslo eingetroffen. Die Leute wollten nach Norden fahren, immer an der Küste entlang. Der Bus stand vor dem Airport bereit und war nicht voll belegt. Janes Charme fiel es nicht schwer, den Reiseleiter um den Finger zu wickeln. Sie durfte mitfahren und konnte sogar schlafen, während der Bus über die kurvenreiche Küstenstraße rollte. Der Fahrer wollte sie wecken, wenn sie die Abzweigung zu dem Militärlager erreichten.

»Das wird etwa um Mitternacht sein«, prophezeite er, und Jane war sicher, daß sie bis dahin ausgeschlafen sein würde.

Die Privatdetektivin erwachte jedoch nicht von einer sanften Berührung am Arm oder an der Schulter, sondern von einem harten Ruck. Schlaftrunken setzte sie sich auf. Die übrigen Passagiere wußten offenbar auch nicht, was geschehen war, denn im bläulichen Schein der Nachtbeleuchtung sah Jane verwirrte und übermüdete Gesichter.

»Alles okay!« rief der Reiseleiter über die Lautsprecheranlage. »Kleines Verkehrsproblem, wie es eben in einem solchen Land vorkommt.« Er lachte über seinen eigenen Witz – als einziger. »Rentiere! Die Straße ist blockiert! Keine Sorge, wir können bald wieder weiterfahren!«

Das stellte sich als verhängnisvoller Irrtum heraus.

Jane beugte sich zu einem der Fenster und riß die Augen auf. Schlagartig war die Müdigkeit verflogen.

Sie hatte schon Rentierherden gesehen, nicht aber dieses unübersehbare Wogen von Tierleibern. So weit das Auge reichte, sah sie ein Rentier neben dem anderen.

Die Touristen hatten ihren Spaß daran. Keiner schlief mehr. Alle drängten sich an den Fenstern und starrten nach draußen. Dabei machten sie witzige Bemerkungen über den Wildbraten, der da vor ihren Nasen herumlief.

Jane fand die Lage gar nicht witzig. Sie ahnte, daß etwas nicht stimmte. Ein Blick nach vorne zu dem englischen Reiseleiter und dem norwegischen Fahrer bestätigte ihre Befürchtungen. Die beiden Männer machten ernste Gesichter und unterhielten sich hektisch, aber

sehr leise miteinander.

Jane stand auf und schlängelte sich durch den Mittelgang nach vorne. Sie hatte auf der hintersten Sitzbank geschlafen. Jetzt mußte sie sich zwischen den Touristen durchdrängen, aber sie kam gar nicht mehr bis ganz nach vorne.

Auf halbem Weg erhielt sie einen fürchterlichen Stoß. Der Autobus hob sich von der Straße und knallte auf den Asphalt zurück. Nicht nur Jane stürzte, sondern auch die Touristen verloren den Halt.

Sekundenlang blieb es totenstill, dann schrien die Leute aufgeregt durcheinander.

Jane stockte das Blut in den Adern!

Von allen Seiten trommelten schwere Schläge gegen den Bus. Es hörte sich an, als würden wilde Horden mit Äxten das Fahrzeug demolieren.

Dicht neben Jane schrie eine Frau gellend auf. Jane zuckte herum. Entsetzt sah sie das Loch in der Bordwand. Ein stumpfer rotbrauner Stiel ragte in den Bus herein.

Das Ende eines Geweihs! Ehe Jane richtig begriff, was hier vor sich ging, riß das Geweih die Wand des Busses wie ein Dosenöffner auf. Das dicke Blech bog sich kreischend nach außen. Der Kopf des Rentiers wurde sichtbar.

Die Privatdetektivin schauderte bei dem Anblick der wild funkelnden Augen. Das vermeintliche Tier starrte die Menschen so hasserfüllt an, als wisse es ganz genau, was es tat.

In dem Bus brach eine Panik aus. Unter wuchtigen Tritten der Hufe barsten sämtliche Fensterscheiben. Die Splitter regneten auf die entsetzten Menschen. Ein älterer Mann wurde von einem Huf am Kopf getroffen. Er brach lautlos zusammen.

Jane wollte ihm zu Hilfe kommen, doch ehe sie den Gestürzten erreichte, erhielt der Bus einen neuerlichen schweren Treffer. Er flog um eine halbe Wagenlänge nach vorne und neigte sich auf die Seite. Die Nachtbeleuchtung erlosch.

Der Bus landete zwar wieder auf allen vier Rädern, doch er war nur mehr ein Wrack. Beide Achsen waren gebrochen. Die Räder standen in einem stumpfen Winkel zum Wagen. Durch die zerbrochenen Scheiben reckten die Rentiere die Geweihe in das Wageninnere, verletzten aber niemanden. Jane wurde die Absicht der Tiere klar. Sie wollten die Menschen ins Freie treiben.

Die Absicht der Tiere! Sie setzte schon voraus, daß die Rentiere nach einem bestimmten Plan vorgingen!

Es konnte gar nicht anders sein, so widersinnig das Jane auch erschien.

Die Touristen flüchteten ins Freie und fanden sich zwischen den Tieren eingekeilt. Nur eine schmale Gasse blieb offen, ein Weg, der in

die Dunkelheit und Ungewissheit führte.

Jane blieb ebenfalls nichts anderes übrig, als den Rentieren nachzugeben. Doch als sie nach vorn kam, stockte sie noch einmal. Der Fahrer hing über dem Lenkrad und rührte sich nicht. Seine Augen waren auf Jane gerichtet, ohne sie zu sehen. Der Tod hatte sie gebrochen.

Schaudernd wandte sich die Privatdetektivin ab, als sie das Geweih entdeckte. Dieser Mann war auf die gleiche Weise gestorben wie der Fischer Hester Vine, dessen Leiche in London Amok gelaufen war. Das Geweih hatte seine Brust durchbohrt.

Jane erhielt von hinten einen Stoß, der sie durch die offene Wagentür schleuderte. In ihrem Rücken hörte sie das wilde Schnauben eines Rentiers. Sie war die letzte, die sich dem Zug der Touristen anschloss. Ihre Reisetasche blieb wie das gesamte Gepäck der Leute in dem zerstörten Bus zurück.

Die Rentiere drängten die Überfallenen auf eine weite Ebene und trieben sie ohne Pause vorwärts. Die Verschleppten sahen nicht mehr, wie aus der Dunkelheit mehrere Gestalten auftauchten und mit eckigen, ungelenken Bewegungen den Bus bestiegen. Sie plünderten das Wrack gründlicher aus, als das jede menschliche Räuberbande vermocht hätte.

Nichts blieb ihnen verborgen, den Untoten aus dem Satansfjord!

***

Die Schnellboote der Marine kreisten uns ein, bis wir Sprechkontakt bekamen. Auf einem der Boote erkannte ich Lieutenant Gulbranson. Er hielt die Hände wie einen Schalltrichter an den Mund. »Ich komme zu Ihnen!« rief er uns zu.

»Vielleicht geht er baden«, sagte Suko lachend.

»Du bist heute Abend aber sehr gehässig!« hielt ich ihm vor.

Er zog mit spitzen Fingern seine nassen Klamotten von seiner breiten Brust. »Warum sollen nur wir frieren?« fragte er grinsend.

Auch ich merkte jetzt erst die Kälte. Der Wind pfiff durch unsere Kleider und ließ meine Zähne klappern. Trotzdem wartete ich geduldig, bis der Lieutenant zu uns überwechselte. Ich konnte mir seine Neugierde vorstellen.

Mit behutsamen Ausschlägen des Ruders hielt ich unser Boot auf der Stelle, während Gulbransons Leute ihr Schiff längsseits brachten. Als sich die Bordwände fast berührten, sprang der Lieutenant. Suko fing ihn auf. Sofort gab er Vollgas.

»Das glaubt mir keiner!« rief der Mann fassungslos. »Sie sind direkt aus den Brandungswellen aufgetaucht.«

»Kleine optische Täuschung.« Ich erklärte ihm, woher wir wirklich gekommen waren, und seine Augen wurden noch größer.

»Teufel auch!« rief er aus. »Dann stimmen also die Legenden über den Satansfjord!«

Sofort wurde ich hellhörig. Das paßte ja ausgezeichnet. Satansfjord! »Hört sich vielversprechend an. Erzählen Sie!«

Er zuckte die Schultern. »Da gibt es nicht viel zu erzählen. Die Sage berichtet, daß es an der Küste einen Fjord gibt, den noch kein Mensch lebend wieder verlassen hat. Er ist nur vom Meer aus zugänglich, und wer ihn erreicht, wird in die Hölle gezogen. Das ist alles.«

Ich mußte sofort an das rote Glühen im Wasser denken. Schon möglich, daß sich unter dem Fjord einer der zahlreichen Zugänge zum Reich des Bösen befand. Auf Island hatte ich schon einmal mit einem solchen Tor zur Hölle zu tun gehabt und es mit großen Schwierigkeiten geschlossen.

»Was war mit den Rentieren los?« erkundigte sich der Lieutenant, als ich schwieg.

»Sie spielen verrückt«, antwortete ich. »Frühlingskoller! Ich möchte ab sofort über alle Beobachtungen von Rentieren informiert werden. Können Sie das für mich veranlassen?«

Der Mann nickte. »Lässt sich machen!« Er sah mich durchdringend an, aber ich hatte keine Lust, mehr über den Fjord zu verraten. Er brauchte noch nicht zu wissen, daß die Rentiere in Wirklichkeit Dämonen waren, wenigstens jene, mit denen wir zu tun gehabt hatten.

Im Lager angekommen, fanden wir einen ziemlich nervösen Captain Farraer vor, dem wir zum zweiten Mal berichten mußten. Er erfuhr allerdings auch nicht mehr als sein Kollege. Manchmal war Verschwiegenheit besser als Redseligkeit.

»Sie erlauben«, sagte ich zuletzt und deutete auf das Telefon. Ich wählte London an.

Ich hinterließ im Yard, wo und wie ich zu erreichen war, was ich eigentlich schon längst hätte tun sollen. Der Überfall durch die Untoten war jedoch dazwischengekommen.

Natürlich erreichte ich im Yard weder Sir Powell noch Glenda Perkins, meine Sekretärin, aber ich hatte jetzt auch keine große Lust zu einem Telefonflirt über das Meer hinweg.

Mit Glenda Perkins, versteht sich!

Das Gespräch hatte allerdings andere Folgen, als ich erwartete. Der Captain ließ Suko und mich noch nicht gehen. Er löcherte uns mit Fragen, die wir mit stoischer Ruhe beantworteten, ohne zu viel zu verraten. Als wir eben aufstehen und in unsere Unterkunft gehen wollten, klingelte das Telefon. Farraer hob ab und gab den Hörer an mich weiter.

»Sie hätten einer guten Freundin viel Mühe erspart, hätten Sie sich früher bei uns gemeldet, Sinclair!« Die Stimme von Sir Powell! »Ich habe eben erst erfahren, daß Sie bei der Marine untergekrochen sind!«

»Das ist wohl nicht so ganz der richtige Ausdruck, Sir«, antwortete ich. »Es ist ganz schön heiß hergegangen.«

»So!« meinte der Superintendent beeindruckt. Auch er schien auf eine Erklärung zu warten, aber ich hatte schon zuviel geredet. Ich wollte endlich schlafen. »Ja, was sagte ich vorhin?« murmelte Sir Powell, als er keine Antwort erhielt. Seine Stimme war klar und deutlich zu hören. »Ach ja, Miss Collins! Sie hat mich eigens aus meinem Club geholt, um ein Empfehlungsschreiben zu erhalten! Das alles wäre einfacher gegangen wenn…«

»Wenn ich mich rechtzeitig gemeldet hätte«, fiel ich ihm ins Wort. »Ich bin untröstlich, Sir. Übrigens, um ein Haar wären Suko und ich getötet worden. Aber das ist natürlich nicht so entsetzlich wie die Störung in Ihrem Club! Bis morgen, gute Nacht!«

Ich legte amüsiert auf und sah Sukos fragenden Blick.

»Jane kommt her«, erklärte ich meinem Freund. »So, Gentlemen, für heute reicht es! Sie wissen, wo Sie mich finden. Und wenn etwas passiert, wecken Sie uns sofort.« Ich wandte mich noch einmal an Gulbranson. Mit seiner natürlichen Art war mir der Lieutenant sympathisch geworden. »Denken Sie an die Rentiere!«

Wir verabschiedeten uns mit einem Kopfnicken. Vor der Baracke sah Suko mich forschend an.

»Wann ist Jane denn von London abgeflogen?« erkundigte er sich. »Müsste sie nicht schon hier sein?«

Ich zuckte die Schultern. »Habe vergessen, Sir Powell danach zu fragen. Sie wußte ja nicht, daß wir in diesem Camp sind. Ich vermute, sie fährt erst einmal zu der Stelle, an der die NORGE verschwunden ist. Irgendwie findet sie uns schon. Jane hat noch jede Spur entdeckt.«

»Auch wieder richtig«, antwortete mein Freund. Wir konnten ja nicht wissen, was auf der Küstenstraße passiert war. Deshalb schliefen wir auch tief und fest, obwohl sich der Satansfjord ganz in unserer Nähe befand.

»Was sind das für Dämonen?« fragte Suko am nächsten Morgen. Er kaute mit gutem Appetit, so daß ich ihn kaum verstand. Die norwegische Marine zeigte, was sie zu bieten hatte. Ich vermutete allerdings, daß nicht alle dieses reichhaltige Frühstück vorgesetzt bekamen. »John, woher stammen diese unzähligen Dämonen in Rentiergestalt?«

»Erdgeister und Seedämonen«, erwiderte ich geistesgegenwärtig. »Erinnere dich daran, wie es in London zuging, als die Todespflanzen kamen! Dieses satanische Grünzeug, das durch die Wasserleitungen, durch Kanäle und Schächte kroch.«

Suko nickte und grinste trotz der schlimmen Erinnerungen. »Professor Zamorra war eine Wucht, nicht wahr, John?«

»Ja, ja!« Zamorra, mein Kollege aus Frankreich, hatte uns damals

tatkräftig unterstützt. Wer weiß, wie es sonst ausgegangen wäre.

»He, John, ist dir heute nacht der Polarkreis auf die Birne gefallen, daß du so verklärt in die Welt starrst?« Suko beugte sich vor und sah mir prüfend ins Gesicht.

»Jane müßte eigentlich schon längst hier sein«, murmelte ich und sah auf die Uhr. »Es geht auf zehn zu. Sonst läßt sie sich nicht so viel Zeit.«

Mein Partner kaute nachdenklich an seiner Unterlippe. »Du hast recht. Warum hat sie sich…«

Wir wurden unterbrochen. Lieutenant Gulbranson stürmte ohne anzuklopfen in unsere Unterkunft. »Kommen Sie, es gibt etwas!« rief er. »Auf der Küstenstraße! Es hat mit Rentieren zu tun!«

Ich raffte hastig meinen Koffer an mich und vergewisserte mich, daß Kreuz und Beretta an ihren Plätzen waren. Ohne Waffen war es in dieser Gegend zu ungemütlich.

»Was ist denn passiert?« erkundigte sich Suko.

»Ein Wagen wurde zertrümmert«, erwiderte Gulbranson. »Von den Insassen fehlt jede Spur!«

Mir lief ein eiskalter Schauer über den Rücken. Sofort dachte ich an Jane! Hoffentlich war ihr nichts zugestoßen!

»Es ist ein Reisebus«, ergänzte Gulbranson. »Ein Touristikunternehmen.«

Ich atmete auf. Damit hatte Jane bestimmt nichts zu tun.

Vor unserer Unterkunft warteten bereits drei Jeeps. Wir setzten uns mit dem Lieutenant in den vordersten. Ich hielt den Einsatzkoffer auf meinen Knien.

»Die Polizei kümmert sich schon darum«, berichtete Gulbranson, während wir aus dem Lager rollten und auf die kurvenreiche Küstenstraße einbogen. »Sie hat nichts dagegen, daß wir uns die Sache ansehen.«

Suko beugte sich von hinten zu mir vor. »Merkst du etwas, John? Wir nähern uns der Stelle, an der sich der Fjord befinden muß!«

Er hatte recht. Zwischen uns und dem Meer lagen ungewöhnlich hohe und schroffe Berge. Sie verwehrten den Zugang zum Satansfjord.

»Eines verstehe ich nicht«, murmelte Gulbranson. »Wieso haben wir diesen Fjord noch nie auf unseren Erkundungsflügen gefunden?«

»Schwarze Magie«, antwortete ich einsilbig. Ich hatte ein unangenehmes Gefühl. Bestimmt stand uns noch eine böse Überraschung bevor.

Die Polizei hatte die Straße gesperrt. Es waren nicht nur uniformierte Beamte im Einsatz, sondern auch Männer mit Wagen, die ich sofort identifizierte.

»Mordkommission!« sagte ich. »Gibt es Opfer?«

Gulbranson zuckte die Schultern. Er wußte nicht Bescheid.

Dafür erfuhren wir gleich darauf, was los war. Ich lernte ein paar norwegische Kollegen kennen, denen ich meinen Ausweis zeigte. Auf ihre Namen und Gesichter achtete ich nicht sonderlich, weil ich fassungslos das Wrack des Busses musterte. Das Fahrzeug sah aus, als wäre es unter schweren Granatbeschuss geraten. Im Fernsehen sah man Aufnahmen von Autos, die auf einem Kriegsschauplatz zurückgeblieben waren. Die waren genauso zugerichtet.

»Böse Sache!« Der Leiter der Mordkommission führte mich um den Bus herum. »Ihn hat es erwischt!« Er deutete auf den Fahrer. »Die anderen sind spurlos verschwunden.«

Der Fahrer lag tot über dem Lenkrad. »Wie bei Hester Vine«, murmelte ich und starrte auf das abgebrochene Geweih. Ohne um Erlaubnis zu fragen, kletterte ich in den Bus. Die norwegischen Kripobeamten folgten mir.

»Der Wagen wurde vollständig ausgeraubt«, sagte jemand. »Alle Wertsachen und vor allem die Brieftaschen fehlen.«

»Das waren die Untoten«, sagte Suko so leise, daß nur ich ihn verstehen konnte. »Sie haben im Militärlager gestohlen, und sie waren auch hier.«

»Untote brauchen kein Geld und keine Wertsachen«, gab ich ebenso leise zurück.

Ich durchsuchte den Bus, obwohl das meine Kollegen bestimmt schon getan hatten. Eigentlich wußte ich nicht, wonach ich forschte, doch dann entdeckte ich etwas!

Eine Reisetasche!

Sie kam mir auf Anhieb bekannt vor. Der Reißverschluss war zerfetzt und hing nur mehr an einem Faden. Der Inhalt lag auf der hintersten Sitzbank verstreut.

Meine Hände zitterten, als ich nach dem Necessaire griff. Es verströmte einen ganz besonderen Duft. Ich öffnete es. In meinem Magen saß ein Eisklumpen. Weiß der Teufel, wo der herkam, aber er war da und würgte mir den Atem ab.

»John!« Suko stieß mir seinen Ellbogen in die Seite, daß meine Rippen krachten. »Du bist kreidebleich! Was ist los?«

»Weißt du, wer dieses Parfüm benutzt?« Ich hielt das Necessaire hoch. »Und wem diese Reisetasche gehört?«

Jetzt wurden auch seine Augen starr. »Doch nicht etwa…!«

»Allerdings!« sagte ich hart. »Jane!«

»Verdammt«, rutschte es Suko heraus. In ohnmächtiger Wut schlug er mit der Faust auf eine Sitzlehne, daß der ganze Wagen dröhnte.

»Wo sind die Passagiere?« fragte ich den Leiter der Mordkommission und mußte mich gewaltig zusammenreißen, um nicht loszuschreien.

Jane in der Gewalt der Dämonen! Vielleicht sogar schon tot!

Mein norwegischer Kollege zuckte die Achseln. »Wir haben keine

Spuren gefunden, Mr. Sinclair! Tut mir leid.«

»Nur diese breite Fährte der Rentiere«, warf sein Assistent ein. »Aber die Touristen sind kaum auf den Rücken von Rentieren davon geritten.«

Es sollte ein makabrer Scherz sein, doch mir ging eine ganze Reihe von Lichtern auf. Ich stürmte zwischen den Sitzreihen nach vorn und sprang ins Freie. »Gulbranson!« brüllte ich. Der Mann kam erschrocken hinter dem Wrack hervor. »Einen Hubschrauber und einen Geländewagen, schnell! Wir folgen den Bestien!«

Er fragte nicht lange, sondern lief zu unserem Jeep zurück. Ich sah noch, wie er nach dem Funkgerät griff, dann starrte ich auf die scheinbar endlose Fährte der Rentiere. Sie kam von der Küste und zog sich von dem Wrack weiter ins Landesinnere, über eine leicht ansteigende Wiese, danach über einen Hügel. Weiter reichte die Sicht nicht.

»Ich muß sie finden«, flüsterte ich heiser. »Ich muß!«

»Wen?« Suko war lautlos neben mich getreten. »Die Rentiere oder Jane?«

»Beide! Denn wo die Rentiere sind, da ist auch Jane! Darauf gehe ich jede Wette ein!«

Suko zwang sich zu einem schiefen Grinsen. »Diesmal halte ich die Wette nicht, John, weil du gewinnen würdest!«

Hoffentlich gewann ich auch, wenn es darum ging, Jane aus den Klauen der Dämonen zu befreien!

Der Hubschrauber und der Geländewagen trafen gleichzeitig ein. Ich nickte Suko zu. »Du hast die Wahl!«

Er deutete auf den Geländewagen, ein japanisches Modell. »Wenn ich schon keinen Feuerstuhl unter den Allerwertesten bekomme, dann wenigstens diesen schicken Schlitten«, erklärte Suko.

»Okay!« Ich öffnete meinen Einsatzkoffer und holte die Ersatzberetta heraus. Sie war ebenfalls mit Silberkugeln geladen. »Die Gnostische Gemme wäre auch nicht schlecht«, sagte ich überlegend und händigte meinem Partner den grünlich schimmernden Stein aus, auf dessen Oberfläche eine Schlange abgebildet war, die sich in den Schwanz biss. Suko hängte sich die Gemme, eine ebenfalls sehr wirksame Waffe gegen das Böse, an dem Lederriemen um den Hals.

»Hals- und Beinbruch!« wünschte ich ihm und kletterte in den Hubschrauber. Wir brauchten uns nicht weiter abzusprechen. Es war klar, worum es ging.

Gulbranson schloß sich mir an. Außer uns befand sich nur noch der Pilot in der Maschine.

Während wir abhoben, legte Suko einen Raketenstart auf die Wiese. Hinter dem Geländewagen spritzten Erde und Gras hoch. Mein Freund war ein rasanter Fahrer. Jetzt zeigte er, daß er auch mit einem solchen

Fahrzeug umgehen konnte.

»Bleiben Sie auf Sichtkontakt mit dem Wagen«, bat ich den Piloten.

Er nickte und drosselte die Geschwindigkeit, damit Suko nicht zu weit zurückfiel. Ich nahm Gulbranson das Fernglas ab und beobachtete die Spur. Sie verlief schnurgerade über den Hügel, und ich vermutete, die Herde hinter der Erhebung zu sehen.

Irrtum!

Das Terrain war wie leergefegt. Einer breiten Straße gleich, lief die Spur schnurgerade auf die blaue Bergkette am Horizont zu.

»Die müssen ein ganz schönes Tempo vorgelegt haben!« rief Gulbranson. »Sonst ziehen Rentiere nicht so schnell!«

»Gibt es überhaupt so große freilebende Herden?«

Er schüttelte den Kopf. »Habe noch nie davon gehört. Es sind immer Hirten dabei. Auch in unserem Land gehört alles irgend jemandem.«

Auch das sprach dafür, daß wir es mit einer Dämonenherde zu tun hatten und nicht mit normalen Tieren.

Ich probierte die Sprechfunkverbindung zu Suko aus. Sie klappte einwandfrei. Einweisen mußte ich meinen Freund nicht. Er hielt sich ebenfalls auf der deutlich sichtbaren Spur.

Eine halbe Stunde verging, eine ganze.

Langsam begann ich daran zu zweifeln, daß wir die höllische Herde überhaupt noch einholen konnten. Wir waren den Bergen bereits so nahe, daß ich mir mit Schaudern vorstellte, wie die in Rentiere verwandelten Dämonen die steilen Felswände hochgeklettert waren mit ihren Gefangenen oder gar *toten* Opfern!

»Suko!« sagte ich in das Mikrofon. »Jetzt wird es ungemütlich für dich! Es geht ab in die Berge.«

»Unter meinen Vorfahren war eine Gämse«, antwortete er aufgekratzt. Trotz der schlimmen Lage, in der wir uns befanden, machte es ihm offenbar Freude, den Wagen durch das Gelände zu jagen. »Wir schaffen es, John!«

»Dein Wort in Gottes Ohr!« erwiderte ich. Es war ein gut gemeinter Versuch, mich aufzumuntern.

Der Hubschrauberpilot deutete nach unten und gab uns durch Gesten zu verstehen, daß er sich nicht mehr genau an die Spur halten konnte. Gleich darauf sah ich auch den Grund.

Die Herde hatte ein schmales Schluchttal passiert. Es wäre lebensgefährlich gewesen, mit dem Hubschrauber zwischen den senkrecht aufragenden Wänden zu fliegen. Wir mußten höher gehen, aber auch so sahen wir die Spur noch sehr genau.

»Wir müssen bald umkehren«, sagte Gulbranson düster. »Der Treibstoff reicht nicht bis Moskau!«

Verbittert starrte ich nach unten. Wohin waren die Dämonen denn noch gezogen?

»He, John, ich habe etwas entdeckt!« drang Sukos Stimme aus dem Funkgerät. »Hier hat jemand einen Schuh verloren. Einen Damenschuh. Der Absatz ist gebrochen, und die Sohle ist total durchgelaufen.«

Ich schluckte, als mir klar wurde, was das in letzter Konsequenz bedeutete. Die Menschen lebten noch, aber sie mußten zu Fuß gehen! Bestimmt befanden sie sich in einem erbarmungswürdigen Zustand. Hätte ich nur die Absicht der Dämonen durchschaut!

Die Schlucht mündete in ein breites Tal. Die Spur schwenkte scharf nach Süden und zwei Meilen weiter wieder in Richtung Küste.

»Die führen uns ganz schön an der Nase herum«, kommentierte Suko, als ich ihm die Richtungsänderung ankündigte.

Ich schwieg dazu, denn jedes Wort wäre verloren gewesen. Schon wollte ich die Hoffnung aufgeben, daß wir die Herde und somit Jane Collins wiederfanden, als mich Gulbranson aufgeregt am Arm rüttelte.

Ich schreckte auf und riß das Mikro an die Lippen.

»Wir haben sie, Suko!« brüllte ich begeistert. »Endlich haben wir sie!«

Bald darauf mußte ich einsehen, daß ich mich zu früh gefreut hatte. Wir erlebten einen heißen Empfang.

***

Jane Collins war am Ende!

Restlos!

Sie schleppte sich nicht einmal mit letzter Kraft voran, weil sie gar keine Kraftreserven mehr besaß. Sie wußte selbst nicht, was sie dazu befähigte, einen Fuß vor den anderen zu setzen und Schritt zu halten.

Es mußte der eiserne Wille sein, auch dieses Grauen zu überleben, irgendwie durchzuhalten! Etwas anderes gab es nicht!

Die Rentiere ließen ihr und den anderen Gefangenen keine Wahl. Wer nicht von den scharfen Hufen zertrampelt werden wollte, mußte mit! Die Tiere behielten die Gefangenen stets in ihrer Mitte. Ausbruchsversuche waren völlig sinnlos, weil die mächtigen Leiber so dicht nebeneinander dahintrabten, daß nicht einmal eine Maus durchschlüpfen konnte.

Anfangs hatten die Touristen noch um Hilfe gerufen und über Flucht gesprochen. Später hatten sie einander Mut gemacht.

Noch später waren sie verstummt, weil sie nicht mehr sprechen konnten.

Manche stützten ihre Angehörigen, die schwächer als sie waren. Ein junger Mann schleppte seine Freundin, ein älteres Ehepaar stützte sich gegenseitig. Jane beobachtete sie besorgt. Sie selbst führte eine Frau, die unter Übergewicht litt und kaum noch Luft bekam. Jane preßte die Zähne zusammen. Sie mußte an Bilder von Gefangenen- oder Flüchtlingsströmen denken.

Welche teuflische Macht verleitete die Rentiere dazu, diese unschuldigen Menschen so zu malträtieren?

Da passierte es. Der alte Mann brach in die Knie und rollte zur Seite. Der Zug stockte.

Jane ließ die Gewichtige los und schleppte sich zu dem Ehepaar. Auch die Frau war zu Boden gesunken.

Jane Collins wunderte sich, daß die Herde diese Pause zuließ. Den Grund dafür sollte sie gleich erfahren, und er war so schauderhaft, daß sie ihn nicht sofort begriff!

Auf den ersten Blick sah sie, daß dem Mann nicht mehr zu helfen war. Er starb in den Armen seiner verzweifelten Frau. Sein Körper hatte die Überanstrengung nicht mehr ertragen.

»Kommen Sie«, sagte Jane. In ihrer Kehle saß ein Kloß. Sie schluckte schwer und hatte feuchte Augen. »Er braucht nicht mehr zu leiden!«

Die alte Frau schien sie gar nicht zu hören. Sie starrte unverwandt auf ihren toten Mann.

Doch dann passierte das Grauenhafte. Der Tote verwandelte sich mit unglaublicher Geschwindigkeit.

Auf seiner Haut wuchs Fell. Aus der Stirn brach ein Geweih. Arme und Beine verwandelten sich ebenfalls, wurden zu den Beinen eines Rentiers. Der ganze Körper verformte sich zuckend.

Jane Collins wollte vor Entsetzen schreien, aber Erschöpfung und Grauen schnürten ihren Hals zu.

Der zu einem Rentier umgewandelte Leichnam reckte sich und stand auf! Ein Untoter in Tiergestalt!

Was mußte die Frau durchleiden! Erst starb ihr Mann, dann wurde aus ihm ein Monster!

Vergeblich suchte Jane nach irgendwelchen Worten, mit denen sie die seelischen Qualen der alten Frau mildern konnte. Sie fand keine, weil es keine gab! Die Menschen rings um sie stöhnten und schluchzten. Sie alle hatten soeben gesehen, welches Schicksal auf jeden einzelnen von ihnen wartete, denn zweifellos würde es ihnen ebenso wie dem alten Mann ergehen.

»O nein«, flüsterte Jane verzweifelt. Sie hielt die Arme stützend um die Frau des Toten gelegt. Daher spürte sie, wie die Kraft auch aus diesem Körper wich.

Das Herz der alten Frau hatte die Belastungen und Schrecken nicht ertragen. Die Frau war schon tot, als Jane sie auf den Erdboden gleiten ließ.

Noch bevor Jane Collins ihre Hände zurückzog, fühlte sie unter ihren Fingern raues Fell. Mit einem Satz wich sie zur Seite. Wieder die Verwandlung! Auch aus dieser Leiche wurde ein Rentier. Es mischte sich unter die Herde, daß Jane nicht mehr herausfand, welche der Tiere die Untoten waren.

Oder sollten alle diese Wesen Untote sein, Geschöpfe der Hölle?
Die Privatdetektivin konnte diesen Gedanken nicht weiter verfolgen. Die Herde setzte sich wieder in Bewegung. Die Rentiere hatten nur abgewartet, daß zwei Touristen zu Ihresgleichen wurden.
Die grässliche Schinderei ging weiter.
Da hörte Jane Collins den Hubschrauber.

***

»Kein Zweifel, das ist die Herde!« gab ich über Funk an meinen Freund durch. »Du mußt sie auch gleich sehen! Dein Geländewagen ist nur durch einen Felsen von den Tieren getrennt!«
In fieberhafter Spannung beobachtete ich, wie Suko beschleunigte undmit atemberaubender Geschwindigkeit die Verfolgung aufnahm. Waghalsig war es vor allem wegen des Geländes über das mein Partner jagte. Sogar aus dieser Höhe konnte ich erkennen, daß der Wagen wie eine Nussschale bei rauer See schlingerte.
Der Hubschrauberpilot ging auf meine Zeichen hin tiefer. Er drosselte die Maschine so weit, daß wir uns dem Tempo der Herde anpassten.
»John, ich sehe sie!« Sukos Stimme in meinen Kopfhörern klang belegt. »Ich weiß nicht, wo sie gefährlicher wirken, im Wasser oder an Land.«
»Sei vorsichtig, gefährlich sind sie auf jeden Fall«, warnte ich meinen Freund. »Wir überfliegen die Herde. Vielleicht entdecken wir die Vermissten.«
»Roger!«
Unser Hubschrauber zog etwas hoch und beschleunigte. Mit angehaltenem Atem starrte ich nach unten. Wir waren so dicht an der satanischen Herde dran, daß es so aussah, als würden wir die Geweihe streifen.
Die Rentiere kümmerten sich überhaupt nicht um den Hubschrauber. Auch das war ein Zeichen dafür, daß wir es nicht mit gewöhnlichen Tieren zu tun hatten, die in panischer Furcht geflohen wären. Unbeirrt zogen sie ihren Weg auf das Meer zu.
Lieutenant Gulbranson tippte mir auf die Schulter und deutete nach vorn. Ich unterdrückte eine Verwünschung. Ungefähr zwei Meilen vor uns schlossen sich die Felswände wieder zu einer engen Schlucht. Dort kam der Hubschrauber auch nicht durch. Wenn ich etwas unternehmen wollte, mußte es vor der Engstelle passieren.
Plötzlich gab es mir einen Ruck. »Da sind Menschen!« rief ich über Funk. »Genau in der Mitte der Herde!«
Wieder senkte der Pilot unseren Metallvogel ab. Ich suchte nach etwas ganz Bestimmtem und entdeckte es gleich darauf. In der Mitte des Pulks aus Männern und Frauen schimmerte es golden, vermischt mit einem leichten Rotstich. Ähren hatten eine ähnliche Farbe,

unverwechselbar und sozusagen Markenzeichen von Jane Collins! Die Rentiere hatten sie genau wie die anderen Businsassen in ihre Gewalt gebracht. Ich zählte rasch durch.

»Schätzungsweise fünfundzwanzig Personen, Suko!« meldete ich meinem Freund. »Sie müssen zu Fuß gehen. Scheinen sehr erschöpft zu sein!«

Jane winkte. Es gab mir einen Stich. Wie sollte ich meiner Freundin helfen? Ich wandte mich an den Lieutenant.

»Kann ich aussteigen?«

Er schüttelte den Kopf. »Wir haben keine Strickleiter und keinen Korb an Bord, um Sie hinunterzulassen, Sinclair!«

Der Pilot mischte sich ein. »Ich weiß eine Möglichkeit, aber die grenzt an Selbstmord. Ich gehe so tief wie irgend möglich, und Sie springen. Das sind allerdings immer noch drei bis vier Meter! Und ungefährlich ist es auch nicht. Wenn Sie auf einem Geweih landen, haben Sie keine Sorgen mehr!«

Er hatte recht. Trotzdem mußte ich es versuchen. Rasch informierte ich Suko, der bis auf wenige Wagenlängen an die Herde herangekommen war.

»Dann los!« schrie ich dem Piloten zu, nahm die Kopfhörer ab und machte mich bereit. Gulbranson hatte die Hand an der Verriegelung des Einstiegs. Im richtigen Moment sollte er öffnen.

Jetzt konnte ich schon sehen, wie die von den Rotoren erzeugten Luftwirbel an den Kleidern der Verschleppten zerrten. Einige stürzten, andere halfen ihnen auf.

Trotzdem mußte ich zu ihnen hinunter. Ich besaß die einzige Waffe, die etwas gegen diese höllischen Bestien ausrichteten. Ohne mich waren diese Leute wahrscheinlich verloren.

Jane winkte wie verrückt. Leider konnte ich nicht erkennen, was sie mir mitteilen wollte. Hochwirbelnde Erde und Grashalme trübten die Sicht.

»Achtung!« rief der Pilot. »Noch zehn Sekunden!«

Countdown! Aber zum Springen kam ich nicht.

Unter mir entstand ein Chaos.

Die Rentiere schoben sich rücksichtslos zwischen die Menschen. Sie trieben sie auseinander und teilten sie auf kleine Gruppen zu zwei oder drei Personen auf, die wieder dicht zwischen den Tierkörpern eingeklemmt waren. Dabei unterbrachen sie ihre unselige Wanderung keinen Moment lang.

»Hochziehen!« brüllte ich dem Piloten zu. Der reagierte schon von allein. Er hatte erkannt, daß es so keinen Zweck hatte. Es gab für mich keinen freien Platz mehr, auf dem ich lebend landen konnte. Und direkt in die Geweihe der Dämonen wollte ich nicht springen.

»Suko, ich greife an! Sie lassen mich nicht springen!« rief ich in das

Funkgerät.

Es kam keine Antwort.

Erschrocken hielt ich nach meinem Freund Ausschau. Mein Herz krampfte sich zusammen.

Ich entdeckte den Geländewagen nicht mehr. Dafür sah ich, daß eine Gruppe von ungefähr zwanzig Rentieren zurückblieb. Sie bäumten sich auf und schlugen mit den Hufen auf den Boden, senkten die Köpfe und rannten auf einen Punkt in der Mitte ihres Pulks zu.

Ich brauchte nicht viel Phantasie, um mir auszumalen, was sich im Zentrum des Angriffes befand.

Suko mit dem Geländewagen!

Eine Kawasaki oder eine Honda wäre Suko lieber als das vergleichsweise lahme Auto gewesen. Aber es machte ihm Spaß, den Geländewagen mit Vollgas über die Piste tanzen zu lassen. Scheinbar locker und entspannt saß er am Steuer, in Wirklichkeit hundertprozentig auf das Fahrzeug konzentriert. Suko und der Wagen verschmolzen zu einer Einheit.

Nur seiner Geschicklichkeit war es zu verdanken, daß er trotz der hohen Geschwindigkeit und der schlechten Strecke keinen Totalschaden baute.

Mit dem Vergnügen an der Fahrt war es allerdings vorbei, als die Herde in Sicht geriet. Als ich vom Hubschrauber aus zum Absprang ansetzte, holte Suko alles aus dem Wagen heraus und schob sich dicht an die letzten Rentiere heran.

Suko wußte nicht genau, was er tun konnte, aber vielleicht genügte es, wenn er Verwirrung stiftete. Seine riesige Faust hämmerte auf den Hupknopf, doch die Rentiere regierten nicht auf den gellenden Ton.

Suko wußte Bescheid. Jane Collins steckte mit den anderen Gefangenen inmitten des Pulks. Er knirschte mit den Zähnen.

»Euch werde ich es zeigen!« schrie er, zog die Beretta und streckte den Arm aus dem offenen Fenster.

Während der Wagen über die Bodenwellen tanzte, setzte er Schuss um Schuss in die Herde. Zielen war trotz des wild schaukelnden Fahrzeugs kein Problem. Die in Rentiere verwandelten Dämonen trabten so dicht über die Wiesen, daß ein Fehlschuss gar nicht möglich war.

Mit einem Schrei drückte Suko das Gaspedal noch tiefer. Sein Wagen schob sich in die Herde hinein. Die Silberkugeln rissen eine breite Bresche, da manche Kugel sogar mehr als einen Dämon erledigte. Die Geschosse besaßen eine fast unglaubliche Wirkung, brachten ein Rentier zu Fall, wenn sie es nur streiften, und bohrten sich in einen zweiten Dämon.

Die höllischen Körper lösten sich auf, sobald sie den Boden berührten. Nur Asche und Fellreste blieben übrig.

Zu spät merkte Suko, daß er sich zu weit vorgewagt hatte. Erst als er mit dem Wagen mitten in der Herde steckte, erkannte er, daß das Magazin leergeschossen war. Er warf die Beretta auf den Nebensitz und umklammerte das Steuer mit beiden Händen. Jetzt wurde es noch gefährlicher.

Der Wagen reagierte zwar, als Suko auf die Bremse trat, doch die Rentiere umgaben ihn weiterhin wie eine lebende Mauer. Schimpfend hielt der Chinese an. Nun standen auch seine dämonischen Begleiter. Vergebens hatte er gehofft, sie würden sich dem Rest der Herde anschließen.

Plötzlich sah sich Suko wild funkelnden Augen gegenüber.

Die Scheiben beschlugen von dem Dampf, der aus den Nüstern der Rentiere schlug. Ihr dumpfes, wütendes Schnauben ließ den Wagen erbeben. Die ersten Hufschläge trommelten auf den Wagen und dellten das Blech ein. Nur eine Frage von Sekunden, bis sie das Fahrzeug zu Schrott verwandeln würden!

Mit seiner Körperkraft und seinen Kenntnissen der Selbstverteidigung kam er nicht weiter. Angespannt starrte er durch die Windschutzscheibe, aber er konnte den Hubschrauber nicht mehr sehen. Die mächtigen Tiere versperrten ihm die Sicht.

Der Wagen schwankte, als würde er jeden Moment kippen. Hautnah zischte ein Huf an Sukos Gesicht vorbei und zerschmetterte das Lenkrad. Die Windschutzscheibe barst, und die Teile flogen meinem Freund um die Ohren.

In höchster Not griff Suko nach der Gnostischen Gemme, die an dem Lederriemen um seinen Hals baumelte. Blitzschnell berührte er damit das Bein, das sich im Wageninneren verfangen hatte. Der Dämon konnte es nicht so schnell zurückziehen.

Es zischte, als sich die Gnostische Gemme in das Fell brannte. Der weißmagisch aufgeladene Stein übertrug seine Kraft auf das Wesen der Hölle. Ein kurzer, heftiger Kampf. Die Kräfte des Guten blieben Sieger.

Mit einem nervenaufreibenden Knistern zerbröckelte der Lauf vor Sukos Augen. Die Knochen kamen zum Vorschein, dann sank der Dämon neben dem Wagen zu Boden. Doch lange konnte Suko sich nicht seines Erfolges freuen.

Von allen Seiten drängten die höllischen Bestien heran. Er wehrte die direkt nach ihm gezielten Schläge ab, indem er die Gemme als Schlagwaffe einsetzte, aber es waren zu viele Biester.

Suko schrie auf, als der Wagen endgültig kippte. Die Dämonen gaben sich damit nicht zufrieden. Sie rollten das Wrack auf das Dach und zerdrückten es. Das Dach rückte immer näher an Sukos Kopf heran, der sich mit aller Kraft in dem engen Innenraum herumdrehte. Er wollte ins Freie, wollte sich durch eines der zerstörten Fenster retten.

Doch das war unmöglich. Die Rentiere hatten den Wagen schon so zerstört, daß sich die Türholme verbogen und Suko die Flucht versperrten. Die Fensteröffnungen waren zu klein geworden.

Ein letztes Mittel blieb dem eingesperrten Chinesen. Er preßte die Gnostische Gemme gegen eine blanke Metallstelle der Karosserie und hoffte, daß sich die weißmagische Kraft des grünlich schimmernden Steins auf den ganzen Wagen übertragen würde. Dann hätten die Dämonen das Wrack nicht noch schlimmer zurichten können.

Seine Hoffnung erfüllte sich nicht. Weiterhin trommelten pausenlos die Schläge auf das Fahrzeug. Suko schrie auf, als er einen Schlag gegen den rechten Oberschenkel erhielt.

Er, der sonst so gut wie keine Angst hatte, lernte das Fürchten.

Sie durchschlugen den Wagenboden, der jetzt nach oben zeigte. Ein Huf stach nach Suko.

Noch einmal half ihm die Gnostische Gemme und ließ den Angreifer zu Staub zerfallen, doch dann wollten es die Sendboten der Hölle genau wissen.

Seine Gegner warfen sich gleichzeitig auf den Geländewagen. Die schweren Treffer schleuderten ihn wie einen Spielball durch die Luft.

Suko schloß mit seinem Leben ab!

Es war höchste Zeit, daß ich eingriff. Die Rentiere hatten aus dem Geländewagen bereits ein schrottreifes Wrack gemacht. Vergeblich hielt ich nach Suko Ausschau. Mein Freund war nicht zu sehen.

»Landen!« schrie ich dem Piloten zu und wußte nicht, ob ich erleichtert sein sollte, daß ich Suko nicht entdeckte, oder nicht. Er steckte offenbar noch in dem Wrack. Einerseits war das besser, als wenn ihn die scharfen Hufe zertreten hätten, aber andererseits hatte sich der Wagen bereits in eine gefährliche Todesfalle verwandelt.

»Sie bleiben an Bord!« schrie ich Gulbranson zu und stieß die Klappe auf meiner Seite auf.

Unser Pilot zeigte, daß er beim Militär eine gute Ausbildung erhalten hatte. Er ließ den Hubschrauber in einer steilen Kurve absinken, daß sich alles vor meinen Augen drehte. Ich blinzelte und riß mich zusammen. Wenn ich wartete, bis wir aufsetzten, war es für Suko auf jeden Fall zu spät.

Die Beretta in meiner Hand bellte auf, wieder und wieder, bis das Magazin leer war. Die geweihten Silberkugeln schlugen in die Dämonen und rissen sie zu Boden. Ein Rentier nach dem anderen verging in einer Rauchwolke und zerfiel zu Staub.

Die Gruppe um Sukos Wagen lichtete sich. Ich dezimierte die Dämonen, doch noch immer griffen genug von diesen Kreaturen meinen Freund an.

Schon glaubte ich, wir würden endgültig abstürzen, als der Pilot den Vogel dicht vor dem Erdboden abfing und mit einem harten Ruck

aufsetzte. Im nächsten Moment war ich draußen und rannte geduckt unter den kreisenden Rotorblättern durch. Sekundenlang konnte ich nichts sehen, weil der Hubschrauber Gras und Erde hoch wirbelte.

Ich prallte gegen eines der Rentiere, das schnaubend herumfuhr. Vor meinem Gesicht tauchte das mächtige Geweih auf.

Doch da hielt ich bereits meinen silbernen Dolch mit dem kreuzförmigen Griff in der Hand. Die Klinge blitzte. Ich zog eine Furche über das Geweih.

Das genügte! Mit einem menschlich klingenden Schrei brach das Ungetüm zusammen. Ich nahm mir nicht mehr die Zeit, zuzusehen, wie es zerfiel, sondern hetzte zu dem nächsten Gegner. Es war ein besonders mächtiges Tier, das sich bei meinem Anblick aufbäumte. Es wollte mich mit seinen Hufen zerschmettern.

Mit einem weiten Satz warf ich mich zur Seite. Die Hufe pfiffen an mir vorbei und bohrten sich tief in den weichen Boden. Dann traf auch schon mein Dolch. Die Klinge bohrte sich in den Dämon, der sich zu einem schuppigen, fischähnlichen Wesen verwandelte. Es war ein besonders gefährlicher Dämon, der sich noch nicht geschlagen gab. Das breite Maul mit den nadelspitzen Zähnen schnappte nach mir. Ich stolperte über den Fischschwanz des Ungeheuers und stürzte.

Der Dämon bäumte sich auf. Schwefeldämpfe quollen aus dem Schlund. Ich entging den scharfen Zähnen nur durch eine gedankenschnelle Wendung.

Der Silberdolch prallte an den harten Schuppen des Dämons ab. Eisiger Schreck durchfuhr mich. Meine Hand glitt ab. Schutzlos lag ich auf der Erde.

Das Wesen, eine Mischung aus Fisch und Seeschlange, erhob sich. Es ging mit ihm zu Ende! Trotzdem wollte es mich vorher noch töten. Der Dämon wollte mich mit in den Tod nehmen!

Im Fallen biss der Dämon zu. Seine Zähne waren auf mein Gesicht gerichtet. Seine Flossen, mit spitzen Krallen versehen, hielten mich fest. Wie gelähmt lag ich da, hilflos, eine sichere Beute.

Mit letzter Kraft stieß ich den silbernen Dolch senkrecht nach oben. Er traf die Unterseite des Fischkörpers und drang ein Stück ein.

Im nächsten Moment wurde das Ungeheuer zur Seite geschleudert. Das Maul verfehlte mich.

An den kiemenartigen Schuppenbüscheln hinter den hervorquellenden Augen zeichnete sich ein eingebranntes Kreuz ab! Der Dämon war mit meinem Kreuz in Berührung gekommen, das frei auf meiner Brust baumelte. Das hatte ihm den Rest gegeben!

»John!«

Der Hilferuf kam erstickt und gepreßt. Suko! Ich wälzte mich herum. Mein Freund mußte sich in höchster Lebensgefahr befinden!

Das Blut gefror mir in den Adern. Suko steckte in der Klemme, im

wahrsten Sinne des Wortes. Noch ein paar Sekunden, und diese Dämonenwesen zerquetschten ihn in dem Wrack des Geländewagens!

Mit einem Satz war ich auf den Beinen und rannte auf den umgestürzten Wagen zu. In der rechten Hand hielt ich den Dolch zum Stoß erhoben. Mit der linken reckte ich das Kreuz hoch über meinen Kopf. Es hätte viel zu lange gedauert, wäre ich mit dem Dolch auf jedes einzelne Rentier losgegangen. Das hätte Suko nicht überlebt!

Mir war ein Stein vom Herzen gefallen, als ich die Stimme meines Freundes hörte, und nun atmete ich erleichtert auf. Die Rentiere wichen vor mir zurück. Sie versuchten erst gar nicht, mir in den Rücken zu fallen. Etwa ein Dutzend Tiere war übriggeblieben. Sie schlossen sich in rasendem Galopp der Herde an, die bereits ein großes Stückweitergezogen war.

Sofort kniete ich neben dem Wagen nieder. Unmittelbar vor mir sah ich Sukos verzerrtes Gesicht.

»Du hast dir aber Zeit gelassen, John«, sagte mein Freund mit einem gequälten Grinsen. »Was hältst du davon, mich aus dieser Konservendose herauszuholen?«

»Ich muß erst einen Dosenöffner holen, du mußt durchhalten! Wie ist es da drinnen?«

»Verdammt eng!« Suko hustete. »Ich hatte Geländewagen eigentlich geräumiger in Erinnerung.«

Lieutenant Gulbranson stand fassungslos neben mir, als ich mich aufrichtete. »So etwas habe ich noch nie gesehen«, murmelte er.

Ich packte ihn an der Schulter und wirbelte ihn zu seinem Hubschrauber herum. »Schnell! Fordern Sie einen vollgetankten Hubschrauber an! Er muß die Herde aus der Luft beobachten! Es ist lebenswichtig! Und dann sorgen Sie dafür, daß wir diese Nuss knacken können!«

Gulbranson reagierte geistesgegenwärtig. Er rannte zu dem Helikopter zurück, dessen Rotoren sich nicht mehr drehten, und sprach hastig mit dem Piloten. Während dieser eine Funkmeldung absetzte, kletterte der Lieutenant in die Maschine und kam mit einem kleinen Brecheisen zurück.

»Damit bekommen wir den Wagen nie auf!« rief ich enttäuscht, als er wieder vor mir stand.

»Den Wagen nicht, aber das Werkzeugfach!« Er deutete auf das Heck des umgestürzten Wagens. »Los, helfen Sie mir!«

Gemeinsam hebelten wir eine Klappe auf, die ebenfalls völlig deformiert war. In dem Fach lagen zwei schwere Brechstangen und anderes Werkzeug. Wir räumten alles ins Freie. Der Pilot kam zu uns.

»Der vollgetankte Hubschrauber ist soeben gestartet«, meldete er.

»Los, helfen Sie!« befahl der Lieutenant.

Zu dritt rollten wir den Wagen wieder auf die Räder. Suko stöhnte

und schimpfte entsetzlich, weil er durchgerüttelt und blaugestoßen wurde. Danach brachen wir die Fahrertür auf, die wie eine zusammengefaltete Ziehharmonika aussah, über die zusätzlich noch eine Dampfwalze gefahren war. Gemeinsam zogen wir meinen Freund ins Freie.

Suko sah schlimm aus und hatte zahlreiche Schrammen und Beulen abbekommen, aber er konnte schon wieder grinsen. Damit war es allerdings vorbei, als ich ihm sagte, was mit den Touristen und Jane geschehen war.

»Wir müssen hinterher!« rief er und wollte zum Hubschrauber laufen.

Ich bremste seinen Eifer. »Zuerst bauen wir eine Falle, in die wir die ganze Herde laufen lassen. Nur mit unseren Waffen kommen wir nicht an die Gefangenen heran. Wir haben zu viele Gegner gegen uns.«

Das sah Suko ein, obwohl es ihm genauso schwer wie mir fiel, die Ungeduld zu zügeln. Als wir in der Maschine saßen, stellte er die entscheidende Frage.

»Wie soll denn diese Falle aussehen, John?«

Ich wandte mich hilfesuchend an den Lieutenant. »Gibt es auf der Route, die die Herde eingeschlagen hat, einen Talkessel oder etwas Ähnliches, wo wir diese ganze Bande fangen können?«

Gulbranson dachte kurz nach und nickte. »Kurz vor der Küstenstraße, Mr. Sinclair. Eine lange Schlucht mündet in einen Felsenkessel mit fast senkrechten Wänden. Es gibt nur einen zweiten Ausgang, und der ist so eng, daß ihn zwei Mann verteidigen können.«

Ich klopfte dem Piloten auf die Schulter. »Dann beeilen Sie sich, ehe es zu spät ist. Wir müssen lange vor der Herde dort eintreffen!«

Der Pilot zog sofort die Maschine hoch, doch das half wenig, denn Sekunden später kam die niederschmetternde Funkmeldung.

Die Rentierherde war mitsamt ihren Gefangenen spurlos verschwunden!

Es war unmenschlich!

***

Zuerst dieses alte Ehepaar, das sich im Tod in Rentiere verwandelte! Dann der Hubschrauber, hinter dessen Glaskanzel Jane mich erkannte. Dann der vergebliche Versuch einer Rettungsaktion, die hinterhältige Taktik der Rentiere und das Abdrehen des Hubschraubers. Und nun wieder dieser stumpfe, mörderische Marsch durch die Berge!

Jane Collins, jung, sportlich trainiert und in Hochform, war fast am Ende, körperlich und nervlich. Besorgt dachte sie an ihre Leidensgefährten, denen es bestimmt noch schlechter erging.

Verstohlen musterte sie die anderen. Vor allem die älteren Touristen litten so schlimm, daß Jane schon mit weiteren Todesfällen rechnete. Die jüngeren hielten sich etwas besser, aber auch sie konnten nicht

ewig weitermarschieren.

Die Privatdetektivin durchschaute den Plan der Höllenwesen. Sie wollten die Gefangenen so lange mit sich treiben, bis die Menschen an Erschöpfung starben und sich als Untote in Rentiere verwandelten. Jane schauderte bei der Vorstellung, wie viele Opfer schon das gleiche Schicksal erlitten hatten, daß die Herde so groß war.

Vergeblich hielt sie nach dem Hubschrauber Ausschau. Er war hinter ihnen zurückgeblieben. Dennoch gab Jane Collins die Hoffnung nicht auf. Das kannte sie nicht. Durchhalten bis zum letzten Moment, das war ihr Motto!

Obwohl es ihr diesmal schwer fiel, noch einen Funken Hoffnung aufrecht zu halten. Zu aussichtslos war ihre Lage. Schon begannen ein junges Mädchen und dessen Freund zu taumeln.

Ehe Jane den beiden zu Hilfe kam, trat eine Wende ein. Die vordersten Tiere der Herde drangen in eine langgezogene Schlucht ein. Sie drosselten ihr Tempo, und dann rieb Jane sich erstaunt die Augen.

Drei mächtige Rentiere stellten sich quer und blockierten den Weg. Die anderen aber verschwanden links in den Felsen. Sie waren einfach weg, als wären sie von den Bergen geschluckt worden!

Die nachfolgenden Tiere drängten die Gefangenen weiter, so daß Jane gar nicht lange dazu kam, sich über dieses Phänomen zu wundern. Und Sekunden später sah sie die Lösung.

Seitlich in der Wand der Schlucht klaffte eine riesige Höhle. Das schwarze Loch verschluckte sie alle, Rentiere und Gefangene.

Im nächsten Moment fühlte Jane einen Stoß in den Rücken. Diese höllischen Tiere vergaßen keinen einzigen. Ihre Hoffnung, sie könnte sich neben dem Höhleneingang hinter einem Felsblock verbergen, zerplatzte.

Jane taumelte in die Höhle hinein. Ein paar Schritte weit reichte das Tageslicht. Dann war es so dunkel, daß sie nicht einmal mehr die Hand vor den Augen erkannte.

Das dauerte nicht lange. Rings um sie glühten grüne Lichtpunkte auf. Die Augen der Rentiere! Sie strahlten, als wären sie fluoreszierend. Jane dachte sofort an Leuchtzifferblätter, ohne zu ahnen, daß ich selbst auch schon auf diesen Vergleich gekommen war.

Dem Widerhall nach zu schließen war der Stollen oder die Höhle, in der sie in Richtung Meer wanderten, nicht sonderlich groß.

Nach etwa einer Viertelstunde wurde es vor Jane hell. Ehe sich die Augen der Privatdetektivin an das Licht gewöhnten, wurde sie auch schon ins Freie geschoben. Mit letzter Kraft wankte sie halb blind über weiches, saftiges Gras und brach in die Knie.

Jetzt war ihr alles gleichgültig. Sie konnte einfach nicht mehr.

Die übrigen Gefangenen folgten ihrem Beispiel. Zu Janes

Verwunderung ließen die Rentiere diese Rast zu und versuchten nicht, die Menschen wieder auf die Beine zu bringen.

Die Herde schien plötzlich alles Interesse an den Entführten verloren zu haben und verteilte sich auf der Wiese.

Erst Minuten später fand Jane Collins die Kraft, den Blick zu heben und um sich zu blicken. Sofort vergaß sie ihre schauderhafte Lage und die drohenden Gefahren.

Sie lagerten in einem Fjord von unglaublicher Schönheit. Nichts störte das sanfte, friedliche Bild, bis Jane Collins in dem glasklaren Wasser die Schiffswracks entdeckte.

Die anderen waren noch viel zu erschöpft, um etwas zu unternehmen. Jane Collins jedoch hielt es nicht aus, untätig auf die nächsten Ereignisse zu warten. Sie mußte etwas unternehmen.

In Ermangelung einer erfolgversprechenderen Aufgabe ging sie an das Ufer hinunter und beugte sich weit vor, um den Namenszug an dem halb versunkenen Bug des Schiffswracks zu lesen.

»Es ist die NORGE«, sagte eine dunkle Stimme hinter ihr. »Das zweite Boot gehörte der norwegischen Marine, Miss Collins!«

Jane fuhr herum und taumelte mit einem Aufschrei zurück. Vor ihr stand der Herr der Rentiere!

***

Wir sahen uns betroffen an. »Was soll das heißen, die Herde ist verschwunden?« rief ich dem Pilot zu, der den Funkspruch entgegengenommen hatte. »Eine so große Herde kann sich nicht in Luft auflösen! Haben Ihre Kameraden die Tiere aus den Augen verloren?«

Er schüttelte den Kopf und änderte den Kurs des Hubschraubers. »Sie sind in eine enge Schlucht eingedrungen und darin verschwunden«, wiederholte er die Meldung. »Wollen Sie es sich aus der Nähe ansehen?«

»Natürlich, was denn sonst?« rief Gulbranson gereizt.

Der Pilot setzte uns in dem Felsenkessel ab, den er mir ursprünglich für die Errichtung der Dämonenfalle vorgeschlagen hatte. Zu Fußdrangen wir in die Schlucht ein. Sie war etwa zwei Meilen lang und nur einige Schritte breit. So genau wir auch die Wände musterten, wir fanden nicht das kleinste Anzeichen der Herde.

Ich streckte Gulbranson die Hand entgegen. »Sie haben sicher eine Generalstabskarte dieser Gegend!«

Er drückte mir die Karte in die Finger und zeigte mir die Stelle, an der wir uns momentan befanden.

»Merkst du etwas?« fragte ich Suko. »Hier verläuft die Schlucht, da ist der Felskessel. Dann kommt wieder eine Schlucht, danach die Küstenstraße. Und jenseits der Küstenstraße ist hier unwegsames

Gebirge eingezeichnet.«

»Dort müßte sich der Satansfjord befinden«, rief Suko, ohne lange zu überlegen.

»Die Herde war im Anmarsch auf den Satansfjord«, bestätigte ich. »Sie ist aber mit ihren Gefangenen verschwunden.«

»Dann gibt es einen magisch getarnten Zugang zu dem Fjord«, behauptete mein Freund. »So lange wir nicht wissen, wo er ist, hat alles Suchen keinen Sinn!«

»Wieso sieht man den Fjord nicht von der Luft aus?« Gulbranson sah mich erwartungsvoll an.

»Leichtigkeit, dieses Gebiet mit Hilfe der Schwarzen Magie gegen neugierige Blicke abzuschirmen«, murmelte ich nachdenklich. »Aber wer steckt hinter allem? Wir haben es mit niederen Dämonen zu tun. Sie führen nur Befehle eines Mächtigeren aus.«

»Der Schwarze Tod?« bot Suko als Erklärung an.

»Schon möglich, daß das alles letztlich auf ihn zurückgeht«, stimmte ich zu. »Aber der Schwarze Tod kümmert sich bestimmt nicht selbst um diesen Satansfjord und die als Rentiere auftretenden Dämonen. Das besorgt jemand, der weit unter ihm steht, damit er sich um wichtigere Dinge kümmern kann.«

»Sie sprechen von diesem Schwarzen Tod wie von einem Feldherrn, der seine Truppen in den Kampf schickt«, warf Gulbranson ungläubig ein.

»Der Vergleich ist gar nicht so unpassend«, erklärte ich ihm. »Wir selbst haben oft genug erlebt, daß der Schwarze Tod ganze Armeen von Höllenkämpfern gegen seine Feinde vorgeschickt hat, unter anderem gegen Myxin, den Magier.«

Ich brach ab, weil es kaum Sinn hatte, Gulbranson alle Zusammenhänge zu erläutern. Wie viele Menschen, glaubte er nur an die Dinge, die er selbst sah und erlebte.

»Ich möchte mir diesen Rentier-Joe ansehen«, sagte ich, das Thema wechselnd. »Haben Sie schon etwas über ihn erfahren?«

»Fliegen wir ins Lager«, schlug der Lieutenant vor. »Vielleicht weiß man dort über ihn Bescheid. Außerdem habe ich Hunger!«

Ich sah ihn verblüfft an. »Sie haben recht, es ist weit nach Mittag.« Ich biss die Zähne zusammen, weil ich daran dachte, daß Jane Collins und die anderen Entführten wohl kaum etwas zu essen bekamen. Trotzdem hatte es keinen Sinn, weiter mit hungrigen Mägen durch Norwegen zu laufen. Wir mußten bei Kräften bleiben, damit wir im entscheidenden Kampf nicht schlappmachten.

Im Lager bekamen wir nicht nur reichlich zu essen, sondern erhielten auch eine Nachricht über Rentier-Joe. Captain Farraer brachte sie persönlich an unseren Tisch in der Kantine.

»Rentier-Joe ist heute morgen in der Nähe unseres Lagers gesehen

worden, Mr. Sinclair!« Er musterte uns durchdringend und auch ein wenig mißtrauisch. »Was interessiert Sie denn so an diesem Mann?«

Ich kam zu keiner Antwort, weil zwei Dinge gleichzeitig geschahen.

Suko rammte mir seinen Ellbogen in die Seite, daß ich fast vom Stuhl kippte, und die Alarmsirenen heulten los.

Durch die Fenster des Speisesaals sah ich auch den Grund für den Alarm und den Rippenstoß.

Die Rentiere griffen das Lager an!

***

Jane Collins wußte sofort, daß dieser Mann an allem schuld war. Eine innere Stimme flüsterte es ihr zu.

Auch sein Äußeres ließ keinen anderen Schluß zu. Er war hochgewachsen, um einen ganzen Kopf größer als die Privatdetektivin, eine imposante Erscheinung mit breiten Schultern. Die Gestalt konnte Jane ebenso wenig sehen wie das Gesicht. Der Mann war in einen groben braunen Mantel gehüllt, der bis auf den Boden reichte. Der derbe Stoff, die unter dem Saum sichtbaren lehmigen Lederstiefel und die weite Kapuze erinnerten Jane an einen Hirten, ebenso der knorrige Stab, ein junger Baum, von Krone und Wurzeln befreit und entrindet. Der Fremde hatte die Kapuze tief in die Stirn gezogen, so daß sein Gesicht vollständig beschattet und unkenntlich wurde. Dennoch glaubte Jane nicht, einem Dämon oder Geist gegenüberzustehen. Das war ein Mensch aus Fleisch und Blut.

»Wer sind Sie?« fragte sie trotzdem. Ihre Stimme zitterte ein wenig.

»Ich bin ein Mächtiger«, erwiderte er dumpf. Verstellte er seine Stimme? »Ich regiere das Land, obwohl es niemand merkt.«

Janes Verstand arbeitete auf Hochtouren. »Wieso verstecken Sie sich vor mir?« fragte sie provozierend, obwohl sie sich vor diesem Mannfürchtete. Er strahlte eine unausgesprochene Drohung aus. »Warum zeigen Sie mir Ihr Gesicht nicht? Schämen Sie sich? Oder haben Sie Angst, daß ich Sie später einmal wiedererkennen könnte?«

Er schüttelte den Kopf. Unter der Kapuze drang ein hässliches, leises Lachen hervor. »Nein, Miss Collins, Sie werden mich nie mehr wiedererkennen! Wenn ich in ein paar Minuten diesen schönen Flecken Erde verlasse, werden Sie mich in Ihrem Leben nicht wiedersehen, weil dieses Leben nicht mehr lange dauert!«

Trotz der Todesdrohung achtete Jane auf den harten Akzent, mit dem der Mann englisch sprach. »Sie sind Norweger, nicht wahr?« fragte sie unerschrocken. »Und sie begleiten die Herde in der Gestalt eines Hirten! Eine raffinierte Tarnung, aber nicht raffiniert genug!«

Er stieß ein wütendes Zischen aus und hob die Faust, als wolle er damit nach Jane schlagen. Er ließ die Hand jedoch wieder sinken und trat einen Schritt zurück.

»Sie sind clever, Miss Collins!« fauchte er. »Aber nicht clever genug. Ich durchschaue Ihre Absicht. Sie beherrschen mehrere Kampftechniken. Sie wollen mich provozieren, damit ich Sie angreife. Dann könnten Sie mich überwältigen! Aber bei mir klappt das nicht. Ich falle auf Ihren Trick nicht herein.«

Jane versuchte es trotzdem noch einmal. »Ich denke, Sie sind so mächtig und kommandieren heldenhaft eine ganze Armee von Rentieren?«

Zu ihrer Enttäuschung blieb er seinem Vorsatz treu. »Ich verlasse Sie jetzt«, sagte er kalt, als habe er ihre Herausforderung nicht gehört. »Sie und die übrigen Leute bleiben zurück, bis einer nach dem anderen vor Erschöpfung stirbt. Ich hatte ursprünglich gedacht, Sie alle würden auf dem Marsch durch die Berge umkommen, aber Sie sind zäher, als ich vermutete. Dann eben nicht! Hunger und Durst werden ihr Teil beitragen. Leben Sie wohl!« fügte er noch höhnisch hinzu und wandte sich ab.

In diesem Moment griff Jane an. Es war gleichgültig, ob er sie in einem Kampf umbrachte oder ob sie hier elend verhungerte und verdurstete. Da wollte sie schon lieber kämpfen.

Aus dem Stand heraus warf sie sich gegen den Mann. Er stieß einen kurzen Schrei aus und stürzte. Offenbar hatte er sich zu sicher gefühlt und mußte nun dafür bezahlen.

Jane kannte keine Schonung. Er wollte sie und ihre Begleiter umbringen. Sie mußte ihn mit allem Mitteln außer Gefecht setzen und ihn als Geisel gegen die magisch beeinflussten Rentiere benutzen.

Ihre Handkante sauste durch die Luft und traf auch, doch sie war längst nicht mehr bei vollen Kräften. Unter normalen Umständen wäre der Mann sofort bewusstlos geworden. Jetzt allerdings war er nur benommen.

Mit einem wütenden Knurren fegte er Jane mit einem harten Schlag zur Seite und wälzte sich herum. Stöhnend kam er auf die Knie.

Die Privatdetektivin erkannte, daß sie die erste und beste Chance vertan hatte. Sie warf sich dem Herrn der Rentiere entgegen. Ihre Beine schlangen sich um seinen Kopf und nahmen ihn hart in die Zange. Jane keuchte mit weit aufgerissenem Mund. Pfeifend und rasselnd holte sie Luft, während der Mann röchelnd nach Atem rang.

Als sie den Druck verstärkte, griff er mit fahrigen Bewegungen um sich. Seine Hände fanden kein Ziel, seine Beine zuckten. Nur noch wenige Augenblicke, dann würde er das Bewusstsein verlieren.

Jane triumphierte schon, als ein Schatten über sie fiel. Im nächsten Moment erhielt sie einen Stoß gegen die Schulter, daß sie entsetzt aufschrie.

Eines der Rentiere war dem Mann zu Hilfe gekommen. Es rammte Jane ein zweites Mal das Geweih in die Seite, daß die Detektivin

gellend aufschrie und herumgeschleudert wurde. Ihr Griff an dem Hals des Mörders lockerte sich. Haltlos rollte sie über den abschüssigen Hang.

Sie spreizte Arme und Beine, um den Schwung abzufangen. Alles um sie herum drehte sich.

Erst kurz vor dem Ufer konnte sie den Sturz aufhalten. Völlig erschöpft blieb sie auf den Rücken liegen und starrte aus feuchten Augen in den Himmel. Es war alles umsonst gewesen!

Sie hörte leise Schritte auf dem weichen Gras. Gleich darauf beugte sich der Unbekannte über sie.

»Sie können von Glück sprechen, Miss Collins!« rief er wütend. »Ich hätte meiner Kreatur den Befehl geben können, Sie zu töten! Aber ich wollte, daß Sie noch eine Weile leben. Sie sind jung und widerstandsfähig. Ich nehme an, daß Sie die anderen Reisenden überleben werden. Sie haben also das Vergnügen, zusehen zu dürfen, wie einer nach dem anderen aus dieser Welt scheidet und in Gestalt eines Rentiers weiterlebt! Seien Sie mir dankbar für diesen Aufschub!«

Jane holte rasselnd Atem. »Wie großzügig!« spottete sie mit Galgenhumor. »Ich werde es Ihnen nie vergessen und mich dafür revanchieren. Verlassen Sie sich dar auf!«

»Eine lächerliche Drohung!« Der Unbekannte machte eine wegwerfende Handbewegung. »Sollten Sie Ihre Hoffnungen auf John Sinclair und diesen Suko setzen, so schlagen Sie es sich sofort aus dem Kopf. Meine Getreuen sind soeben dabei, Ihre Freunde zu vernichten! Endgültig!«

Er wandte sich ab und ging. Jane sah ihm nach, aber sie konnte nicht erkennen, auf welchem Weg er den Fjord verließ, da ihn sieben Rentiere begleiteten und ihn gegen ihre Blicke abschirmten. Mann und Tiere waren plötzlich verschwunden.

Jane aber dachte über die letzten Worte des Herrn der Rentiere nach. Sie zweifelte keine Sekunde daran, daß ihre Freunde in Lebensgefahr schwebten.

»Und ich bin ihnen nachgereist, um zu helfen«, flüsterte sie unter Tränen. »Ist es nicht verrückt?«

Niemand antwortete ihr, da ihre Begleiter inzwischen in einen todesähnlichen Schlaf der Erschöpfung verfallen waren. Auch Jane Collins konnte die Augen nicht mehr offen halten.

Sekunden später war sie eingeschlafen, ohne zu wissen, ob sie je wieder erwachen würde.

***

Die Herde brach wie ein Unwetter über das Lager herein. Die Soldaten kamen gar nicht dazu, eine Verteidigung auch nur zu versuchen. Die Wachtposten hatten gerade noch Zeit gehabt, den

Alarm auszulösen, das war aber auch schon alles.

Ich mußte an Überfälle durch Ratten denken, das sah ähnlich aus. Wenn so ein Rattenschwarm sich über seine Opfer ergoss, die grauen Körper wie eine geschlossene, auf und ab wogende Fläche, die aufgerissenen Mäuler der vordersten Tiere, die schwarzen Augen, die nach den Wehrlosen suchten! Hier war alles genau so, nur daß die Angreifer größer als Ratten und gar keine Tiere sondern Dämonen waren.

Das machte sie noch gefährlicher, war aber auch unsere Chance.

Captain Farraer und Lieutenant Gulbranson versuchten, kühlen Kopf zu bewahren, aber sie standen auf verlorenem Posten. Der Captain stürzte an das Wandtelefon, riß den Hörer an das Ohr, knallte ihn jedoch gleich darauf wütend auf die Gabel. Die Leitung war tot. Die Rentiere hatten ganze Zerstörungsarbeit geleistet.

Soweit ich das durch die Fenster des Speisesaals sehen konnte, hatten sie den übermannshohen Maschenzaun rings um das Lager ebenso niedergewalzt wie mehrere Fahrzeuge des Fuhrparks und die Baracke der Torposten. Die Hauptstraße des Lagers war bis auf den letzten Quadratzoll von Rentieren eingenommen. Der Boden erbebte unter dem Stampfen ihrer Hufe.

»Sie haben es nur auf uns abgesehen!« rief Suko. »Sie kommen alle hierher, John!«

Ich hatte es schon bemerkt und öffnete in fieberhafter Eile meinen Einsatzkoffer. Jetzt machte es sich bezahlt, daß ich ihn ständig mit mir herumschleppte, wenn ich mich im Lager aufhielt.

»Die Peitsche!« rief ich meinem Freund zu.

Suko hatte noch die Gnostische Gemme um den Hals hängen. Außerdem hatte er die Ersatzberetta nachgeladen. Die silbernen Kugeln warteten darauf, höllische Sendboten zu vernichten. Jetzt griff sich mein Partner auch noch die Dämonenpeitsche und schlug damit einmal durch die Luft. Aus dem zylinderförmigen Griff schossen die drei Peitschenschnüre, die nur auf den ersten Blick ganz gewöhnlich aussahen. In Wahrheit bestanden sie aus einem ledernen Material, dem ich noch nicht seine Geheimnisse entlockt hatte. Wir hatten diese Dämonenpeitsche Myxin, dem Magier, abgenommen, und sie hatte uns schon wertvolle Dienste erwiesen. Hoffentlich half sie uns auch diesmal!

Ich nahm die magische Kreide. Während bereits die ersten Schläge gegen die Tür und die dünnen Wände der Baracke donnerten, lief ich zum Eingang und zu den Fenstern und zeichnete überall in fieberhafter Eile magische Symbole gegen das Böse an die Wände.

Die beiden Offiziere beobachteten mich mit skeptischen Blicken. Es störte mich nicht. Ich sagte auch nichts, als sie ihre Waffen zogen und begannen, auf die Köpfe der Rentiere zu feuern, die vor den Fenstern

auftauchten. Auch draußen im Lager wurde geschossen.

»Sagen Sie Ihren Leuten, daß sie uns nicht erschießen sollen!« schrie Suko und ließ die Peitsche probeweise durch die Luft pfeifen. Wie er da stand, mitten im Saal. Die Beine gespreizt und fest auf den Boden gestemmt, eine massige Gestalt aus Muskeln und Sehnen, und die Peitsche mit kraftvollen Bewegungen führte, wirkte er wie ein Ritter, wie ein Recke aus einer anderen, längst vergangenen Welt, in der mutige Männer gegen Untiere gekämpft hatten.

Die Offiziere kamen zu keiner Antwort. Die Schüsse ihrer Leute blieben natürlich wirkungslos, wie sie schon nichts gegen die vier Untoten ausgerichtet hatten. Die Rentiere wurden durch gewöhnliche Kugeln nicht aufgehalten.

Ich sparte meine Silbermunition vorläufig noch auf und zog den Dolch. Auf dem kreuzförmigen Griff dieser Waffe waren ebenfalls Symbole der Weißen Magie eingeritzt und verliehen dem Silber eine noch größere Wirkung.

Noch hielten die magischen Zeichen, die ich mit der Kreide angebracht hatte, aber es war mir nicht gelungen, den Speisesaal ringsum abzuschotten. Dazu hätte ich die magischen Zeichen wie ein Tapetenmuster überall anbringen müssen, und dazu hatte die Zeit gefehlt.

Die Dämonen in der Gestalt der Rentiere schlugen die Wände mit ihren Geweihen ein. An mehreren Stellen splitterten die Holzwände gleichzeitig. Die Wärmeisolation fiel in breiten Bahnen ab. Glaswolle hing aus den Löchern, durch die Geweihe stießen. Das ganze Gebäude wankte in seinen Grundfesten.

»Gehen Sie lieber in Deckung!« riet ich den Offizieren. »Gleich geht es hier rund!«

»Ist das denn noch nicht schlimm genug?« rief Farraer stöhnend.

»Sie haben noch nicht erlebt, wie das ist, wenn die Hölle zuschlägt!« erwiderte ich, und dann sprach keiner von uns mehr ein Wort.

Mit einem dumpfen Poltern und Krachen stürzte das Gebäude in sich zusammen. Suko und ich hechteten rechtzeitig in Deckung und suchten unter einem der langen, massiven Tisch Schutz. Farraer und Gulbranson kapierten auch endlich, daß sich diese Situation nicht nach ihren Dienstvorschriften lösen ließ, und gingen auf Tauchstation. Niemand wurde verletzt, als die Deckenbalken herunterkamen und Wolken aus Zementstaub die Sicht vernebelte. Der Tisch, unter dem ich lag, ächzte und knackte bedrohlich, aber er hielt. Neben mir hustete sich Suko die Seele aus dem Leib. Ich preßte meine Jacke vor den Mund. Trotzdem reizte mich der Staub bis zum Ersticken. Meine Augen tränten.

Gleich darauf waren überall stampfende Hufe. Die Rentiere stürmten den zerstörten Speisesaal.

Ich durfte nicht länger warten. Das helle Tageslicht fiel auf uns. Die Wände standen nur mehr zum Teil, das Dach existierte nicht mehr. Frischer Wind blies den Staub weg. Ich konnte wieder frei atmen.

»Auf!« rief ich Suko zu.

Gleichzeitig stemmten wir uns hoch und hoben den Tisch mitsamt den darauf lastenden Balken und Ziegeln weg. Nach Schwefel stinkender Atem schlug uns entgegen. Die Rentiere hatten uns eingekreist.

Die Beretta flog in meiner Hand hoch und schickte die tödlichen Geschosse in die Körper der Dämonen. Das Silberkreuz auf meiner Brust hielt uns die Bestien auf einem gebührenden Abstand.

Hinter mir hörte ich einen scharfen Knall und wandte mich für einen Moment um. Suko schlug mit der Dämonenpeitsche zu. Wo die magischen Schnüre das Fell der Rentiere trafen, stieg schwarzer Rauch auf. Die Schnüre brannten sich tief unter die Haut der Dämonen. Auch als Suko die Peitsche zurückzog, fraßen sich die Kerben weiter. Die Rentierkörper zerfielen, wurden für Sekunden zu den schuppigen Leibern der Meeresdämonen und lösten sich wie schon beim ersten Kampf vollständig auf.

»Zurück mit euch!« brüllte Suko wild. Er versetzte einem Balken einen Tritt und sprang auf die Rentiere zu.

Inzwischen räumte ich mit der Beretta auf. Die Silberkugeln rissen eine Bresche in die Reihe unserer Feinde. Aber sie gaben sich noch nicht geschlagen. Ich erhielt nur eine Verschnaufpause.

Ich nutzte sie auf meine Weise, in dem ich das Magazin aus der Beretta klinkte und ein volles Magazin einschob. Dann wechselte ich die Pistole in die linke Hand und packte mit der Rechten den Dolch.

Mit einem weiten Sprung schnellte ich mich zwischen die Rentiere. Die Dolchklinge strich über drei der Bestien und verurteilte sie dazu, ihr unheiliges Leben aufzugeben.

Doch dann erwischte es mich.

Eines der Rentiere rammte mir den Huf in den Rücken. Ich schrie auf und fiel mit ausgebreiteten Armen auf das Gesicht. Es fühlte sich an, als wäre mein Kopf aufgerissen. Sekundenlang bekam ich keine Luft.

Röchelnd wälzte ich mich herum und sah den Huf auf meinen Kopf zusausen.

Das Silberkreuz! Es war meine letzte Chance!

Ich griff danach und fühlte die Erleichterung. Es hing noch an meinem Hals! Als der Huf der mordenden Bestie kurz vor dem Kreuz zurückzuckte, hatte es mir wieder einmal das Leben gerettet.

Ich ließ dem Angreifer keine Chance, sondern stach einmal mit dem Dolch zu. Die Spitze bohrte sich unter das Fell. Der Dämon prallte kreischend zurück und riß drei seiner Artgenossen mit.

Doch wo eine Lücke entstand, drängten gleich doppelt so viele

Angreifer nach!
So schafften wir es nicht. Wir mußten von hier verschwinden oder nach einer anderen Waffe suchen.
Ich wirbelte herum. Suko stand längst nicht mehr an derselben Stelle. Er sprang hierhin und dorthin. Pfeifend sauste die Dämonenpeitsche durch die Luft und fand ihre Opfer.
Ein Dämon griff Suko im Rücken an. Mein Freund schlug soeben mit der Peitsche nach zwei anderen Bestien.
Ich riß den Abzug durch. Die Silberkugel bohrte sich tief in den Dämon und zerriß ihn. Suko hörte den Todesschrei des Höllenwesens und fuhr herum. Sein Schreck dauerte jedoch nur einen Sekundenbruchteil, dann räumte er wieder mit der Peitsche unter den Feinden auf.
Mein Koffer! Er lag unter den Trümmern des Tisches. Nur die Waffen, die ich noch darin aufbewahrte, konnten uns retten. Das Weihwasser! Es wirkte auf einer breiten Fläche.
Als hätten die Dämonen meine Absicht erkannt, stürzten sie sich mit doppelter Macht auf uns. Ich konnte den Koffer nicht bergen. Ein Balken lag darauf und klemmte ihn ein. Sosehr ich auch zog und zerrte, ich bekam ihn nicht frei.
Vor mir wuchtete sich ein Rentier hoch. Ich sah die Hufe, warf mich nach hinten und lief in den Schlag eines Gegners. Ein Geweih knallte gegen meinen Kopf, daß ich Sterne, Mond und Sonne sah und wegknickte.
Eine lange Feuerzunge, die aus dem Maul eines Dämons schlug, war das letzte, was ich sah. Danach kam die große Schwärze.
Suko merkte, daß die Rentiere ihre Anstrengungen verstärkten. Er erkannte auch den Grund. Obwohl er in einen heftigen Kampf verwickelt war, sah er, daß ich stürzte und von den Rentieren überrannt wurde. Nur der Balken, unter dem mein Koffer eingeklemmt war, rettete mir das Leben, weil die meisten Hufe der Dämonen daran abglitten, sonst hätten sie mich innerhalb weniger Sekunden zu Brei zerquetscht.
Aber auch so war es gefährlich genug. Immer neue Dämonen drängten in den zerstörten Speisesaal herein. Sie ersetzten jene Dämonen, die von Suko und auch von mir vernichtet worden waren.
»Ihr Bestien!« keuchte Suko.
Er warf sich den dampfenden Rentieren entgegen und ließ die Dämonenpeitsche kreisen. Ohne sie wäre er genauso verloren gewesen wie die beiden Offiziere und ich. Farraer und Gulbranson hatten sich unter ein schützendes Dach aus Tischen und Balken geflüchtet. Um sie kümmerten sich die Rentiere vorläufig nicht. Suko zweifelte jedoch nicht daran, daß nach uns beiden die übrigen Menschen in dem Lager an die Reihe kamen.

Der Einsatzkoffer! Sie mußten ihn öffnen, um die Waffen zu verstärken.

Suko winkte Gulbranson und Farraer heftig zu. Sie verstanden und krochen aus ihrem Versteck.

»Ich gebe euch Deckung!« schrie mein Freund den beiden zu. »Ihr hebt den Balken an und zieht den Koffer hervor!«

Sie nickten, und mit einem Sprung stand Suko auf einem heilgebliebenen Tisch. Von dort oben konnte er noch kraftvoller nach den Dämonen schlagen.

Die Dämonenpeitsche knallte und pfiff und verwandelte ein Rentier nach dem anderen in Rauch. Lange würden sie so nicht mehr durchhalten, aber es genügte, daß die beiden Offiziere den Einsatzkoffer bergen konnten.

»In Deckung!« Suko stieß sie zur Seite und bückte sich blitzschnell. Mit seinem mächtigen Körper schützte er mich vor den Hufen, ohne daß ich etwas davon merkte, weil ich vollständig weggetreten war.

Nur mit einer Hand öffnete Suko den Koffer. Er kannte den geheimen Mechanismus, der jedem Unbefugten eine Ladung Betäubungsgas ins Gesicht geblasen hätte. Der Deckel klappte auf.

Eine Sekunde lang konnte sich Suko nicht so intensiv um die Angreifer kümmern. Das nützten diese aus.

Mein Freund erhielt einen Tritt gegen die rechte Schulter, daß er mit einem Aufschrei die Dämonenpeitsche fallen ließ.

Aber Suko reagierte blitzschnell. Er bückte sich und entriss meiner schlaffen Hand den silbernen Dolch. Den Dämon, der ihn entwaffnet hatte, ließ er voll in die Dolchklinge laufen. Das Ungeheuer verging in Rauch und Schwefelwolken.

Wieder bekam Suko etwas Luft, griff blitzschnell in den Koffer und holte zwei Gefäße mit Weihwasser aus den mit rotem Samt ausgeschlagenen Fächern.

Seine ganze rechte Seite schmerzte, als er die Verschlüsse der Flaschen entfernte, doch er biss die Zähne zusammen. Nicht umsonst war er hart durchtrainiert. So ein Schlag warf ihn noch lange nicht um.

Suko wirbelte im Kreis und hielt dabei das eine Gefäß hoch. Die geweihte Flüssigkeit spritzte nach allen Seiten. Wo die Tropfen auf Dämonen trafen, zischte es, als habe Suko Säure verteilt. Er wartete gar nicht ab, bis sich die schnaubenden Bestien auflösten, sondern riß die Pressluftpistole aus dem Koffer. Sie war mit geweihten Bolzen geladen und für Vampire bestimmt. Suko drückte sie Gulbranson in die Hand. Die Funktion der Waffe brauchte er dem Soldaten nicht lange zu erklären.

Dem Captain gab Suko seine Beretta. Er selbst griff wieder nach der Peitsche. Doch da hatte er sich zuviel vorgenommen. Er konnte die

Waffe nicht mehr mit der rechten Hand schwingen. Feuerzungen schienen durch seine Schulter zu jagen.

Stöhnend ließ Suko die Peitsche fallen und öffnete den zweiten Behälter mit Weihwasser. Während er den Inhalt gegen die Rentiere spritzte, schlug ich die Augen auf.

Ich sah über mir Suko mit einem Glasbehälter. Ein paar Tropfen trafen auch meine Stirn, und ich erinnerte mich daran, daß ich Weihwasser gegen die Dämonen hatte einsetzen wollen.

Das *war* Weihwasser! Ich erkannte den Behälter!

Und dann kam ich rasch wieder auf die Beine, weil meine Erinnerung voll zurückkehrte. Den bohrenden Kopfschmerz ignorierte ich. Wenn ich nicht sofort eingriff, würde ich gar keine Schmerzen mehr haben, weil die Rentiere meine Freunde und mich zermalmten.

Die Dämonenpeitsche lag auf dem Boden, während Gulbranson und Farraer um die Wette schossen. Es gelang ihnen, einen von hinten angreifenden Pulk zu vernichten und von dieser Seite den Vormarsch der Dämonen zu stoppen, doch die Herde war unübersehbar. Durch die zerstörten Wände hindurch entdeckte ich immer neue Bestien.

Ich packte die Peitsche und stürmte vor. »Die Kreide!« brüllte ich zu Suko, der sich mit meinem silbernen Dolch verteidigte. »Such die Kreide!«

Mein Freund bückte sich blitzschnell und warf sie mir zu. Ich fing sie, schlug auf die Rücken der Dämonen ein und sprang zu der Mauerbresche. In fieberhafter Eile brachte ich ein paar magische Symbole an und bemerkte erleichtert, daß die Rentiere hier nicht mehr durchbrachen.

Das gleiche machte ich auf den anderen Seiten des abbruchreifen Gebäudes und lehnte mich keuchend gegen einen Balken.

Wir hatten es vorläufig geschafft. Die Rentiere gaben auf. Die Dämonen zogen sich zurück und verließen das Lager, aber gewonnen war die Schlacht noch lange nicht.

Wir mußten das Böse des Satansfjordes an der Wurzel ausrotten, und diese Wurzel hatten wir bisher nicht gefunden.

In dieser kritischen Situation bewies Captain Farraer, daß er nicht umsonst Kommandant des Marinestützpunktes war. Obwohl Dinge geschehen waren, die das Vorstellungsvermögen normaler Menschen überstiegen, behielt er einen kühlen Kopf. Kaum waren die Rentiere abgezogen, als er seinen Leuten die nötigen Befehle erteilte, sie eine neue Absperrung rings um das Lager errichten ließ und Kontakt zu seinen vorgesetzten Dienststellen aufnahm.

»Hier wird es bald von Kriegsschiffen, Hubschraubern und Panzerwagen wimmeln«, prophezeite Farraer, als er nach einer halben Stunde wieder zu uns stieß.

Suko und ich hatten uns inzwischen in unsere Unterkunft

zurückgezogen. Wir luden und überprüften unsere Waffen, um für einen neuen Angriff gerüstet zu sein. Außerdem mußten wir unsere Körper ebenfalls ein wenig verarzten. Die Rentier-Dämonen hatten uns ganz schön zugesetzt.

Ich legte meine Beretta beiseite und blickte den Captain zweifelnd an. »Die gesamte Militärmaschinerie wird Ihnen nicht helfen können«, erwiderte ich auf seine Ankündigung. »Es wäre besser, wenn sich Ihre Leute aus allem heraushielten.«

Er lachte bitter auf und deutete durch die Fenster zu der zerstörten Baracke hinüber. »Wir wollen uns schon heraushalten, aber die Gegenseite hält uns nicht heraus. Wenn wir angegriffen werden, müssen wir uns verteidigen.«

»Aber nicht mit konventionellen Waffen«, warf Suko ein. »Es stimmt leider! Sie werden mit allen Ihren Panzerfahrzeugen und was Sie sonst noch haben, nichts erreichen.«

»Sie werden uns höchstens stören«, schlug ich in die Kerbe. »Mir wäre es viel lieber, die Marine würde alles uns überlassen.«

»Ausgeschlossen!« Das war das letzte Wort des Captains, und in seiner Lage konnte er gar nicht anders handeln. Das sah ich letztlich ein. »In einem Umkreis von fünfzig Kilometern ist das ganze Gebiet zur Sperrzone erklärt worden. Das ist relativ leicht zu machen, weil es keine Siedlungen in der Nähe gibt. Die Straßen sind gesperrt, und an der Küste patrouillieren Boote der Küstenwache, um alle anderen Schiffe abzufangen und umzuleiten.«

»Wenigstens werden keine Unbeteiligten mehr hineingezogen.« Ich zuckte die Schultern. »Captain, Sie wissen, daß wir noch immer nach diesem Rentier-Joe suchen. Leider können wir hier nicht weg, weil wir Jane Collins und die anderen Gefangenen befreien müssen. Wenn Sie…!«

Farraer winkte sofort ab. »Alle unsere Posten und die gesamte Polizei halten Ausschau nach diesem Mann. Sie werden sofort verständigt.« Er zögerte einen Moment. »Sie wissen, daß Sie freie Hand haben, Mr. Sinclair. Ich wüßte aber trotzdem gern, was Sie als nächstes planen.«

Ich zeigte ihm ein müdes Grinsen. »In den Satansfjord einzudringen, was sonst? Die Gefangenen befinden sich dort. Also…«

Mit gerunzelter Stirn musterte Farraer abwechselnd Suko und mich. »Rechnen Sie sich eigentlich gegen einen so übermächtigen Gegner Chancen aus, Mr. Sinclair!« erkundigte er sich kopfschüttelnd.

Ich ließ ein neues Magazin mit den Silberkugeln in die Beretta einklinken. »Danach haben wir noch nie gefragt, Captain, sonst hätten wir uns den Mächten der Hölle nie zum Kampf gestellt. Wir haben es immer mit einem überlegenen Gegner zu tun, der wie eine Hydra ist. Schlägt man einen Kopf ab, wachsen sieben andere nach.«

»Aber… dann ist es doch sinnlos, was Sie tun!« rief der Captain

fassungslos aus.

»Es muß getan werden«, sagte Suko mit harter Stimme. »Wenn *wir* es nicht auf uns nehmen, wer dann?«

Farraer warf uns einen langen Blick zu. Endlich gab er sich einen Ruck und ging zur Tür. »Alles Gute«, wünschte er uns in einem Ton, in dem man für immer Abschied nimmt.

Nachdem uns der Captain verlassen hatte, arbeiteten wir schweigend weiter, bis unsere Waffen wieder in Schuss waren. Die nächste Runde konnte beginnen.

Wir kamen jedoch nicht dazu, mit einem Boot auszulaufen und einen Angriff auf den Satansfjord zu unternehmen. Diesmal war es Gulbranson, der in unsere Unterkunft platzte.

»Sie haben ihn!« rief er atemlos. »Sie haben Rentier-Joe entdeckt!«

***

Stöhnend griff sich Jane Collins an die Stirn. Sie konnte sich nicht erinnern, so schrecklich viel getrunken zu haben, daß sie jetzt unter einem solchen Kater litt! Ihr Schädel fühlte sich an, als würde er jeden Moment zerspringen. Ihre Kehle war so trocken, daß ihr die Zunge buchstäblich am Gaumen klebte. Sie fühlte sich wie nach einer Wüstenwanderung unter sengender Sonne.

Sonne? Sie schien gar nicht warm. Kälte kroch in Janes Glieder. Als sie verwirrt zum Himmel blickte, sah sie die Sonne kaum noch. Sie verschwand hinter den Bergspitzen.

Zähneklappernd setzte sie sich auf und stieß einen markerschütternden Schrei aus. Auf entsetzliche Weise wurde ihre Erinnerung an das Vorgefallene geweckt.

Ein Stück von ihr entfernt lagen die entführten Touristen im Gras. Sie waren gleichzeitig mit Jane in einen tiefen Schlaf der Erschöpfung und Verzweiflung gefallen.

Nicht alle würden aus diesem Schlaf wieder erwachen – zumindest nicht als Menschen!

Jane merkte, wie ihr das Grauen die Kehle zuschnürte und sie würgte. Röchelnd holte sie Atem.

Der Reiseleiter und das junge Paar, dem sie schon einmal hatte helfen wollen, lebten nicht mehr. Der Tod mußte im Schlaf über sie gekommen sein, da sie in der Haltung tief schlafender Menschen im Gras lagen, Arme und Beine angezogen, auf die Seite gerollt, den Kopf unter den Armen geschützt.

Sie waren jedoch kaum noch als Menschen zu erkennen. Den Reiseleiter identifizierte Jane Collins an den Kleiderfetzen, die noch an dem Rentierkörper hingen. Sie hatte sich gemerkt, was der Reiseleiter getragen hatte. Gerade als sie das ganze Ausmaß der Tragödie erfasste, richtete sich der Untote schnaubend auf und tat probeweise

ein paar Schritte, als müsse er sich erst an seinen neuen Körper gewöhnen. Er kümmerte sich nicht weiter um die schlafenden Touristen, sondern trabte zu der Herde, die in einiger Entfernung ganz still stand und sich weder durch Jane noch durch das neue Mitglied in der Gruppe stören ließ. Die höllischen Tiere wirkten wie aus Stein gemeißelt, als wäre alles Leben aus ihnen gewichen.

Noch schlimmer sah das junge Paar aus. Die Umwandlung war bei den beiden noch nicht ganz abgeschlossen, sondern hatte erst Arme und Beine erfaßt. Die Hände und Füße waren nicht mehr vorhanden. Jane schüttelte sich, weil die Arme in Hufe endeten und die Beine von den Knien abwärts mit dichtem Fell bedeckt waren.

Die Gesichter der Toten waren erhalten geblieben. In den gebrochenen Augen stand das Entsetzen über das drohende Schicksal, keine Spur davon, daß der Tod eine Erlösung für diese bedauernswerten Menschen gewesen wäre.

Während sich Jane Collins den Kopf zermarterte, ob und wie sie den beiden helfen konnte, vollendete sich die Verwandlung. Die zu eng gewordenen Kleider platzten und fielen in das feuchte Gras. Mit einem durchdringenden Schrei richteten sich die Untoten auf.

Hatte Jane eben noch das Entsetzen in ihren Augen beobachtet, begannen die so schauderhaft Verwandelten wild zu schnauben und die Wiese mit ihren Hufen aufzureißen.

Diesmal ging es nicht kampflos ab wie bei dem Reiseleiter. Aus unbekannten Gründen waren diese beiden Untoten aggressiv. Und sie nahmen sich den einzigen Menschen als Ziel, der bei Bewusstsein war und sich bewegte.

Jane Collins!

Sie senkten die mächtigen Schädel mit den furchterregenden Geweihen und stürmten auf die Privatdetektivin los. Mit einem weiten Satz warf Jane sich zur Seite. Die Untoten galoppierten an ihr vorbei. Der eigene Schwung riß sie mit, doch es war nur eine Frage der Zeit, bis sie umkehrten und Jane zermalmten.

Jane stand noch recht schwach auf den Beinen. Der Schlaf hatte ihr keine Erholung gebracht. Außerdem quälten sie Hunger und Durst. Jetzt erkannte sie mit grauenhafter Deutlichkeit, wie recht der Herr der Rentiere doch gehabt hatte. Er brauchte sie nicht zu töten. Das würde schon der Mangel besorgen.

Aber wie es im Moment aussah, mußte Jane gar nicht so lange warten. Die Untoten hielten an. Die Schädel schwangen herum. Die bei echten Tieren so sanften Augen glühten tückisch und richteten sich mordgierig auf Jane. Mit einem dumpfen, röhrenden Schrei setzte sich einer der Untoten in Bewegung. Jane konnte sie nicht mehr auseinanderhalten. Sie sahen einander zu ähnlich.

Gehetzt blickte sich die Privatdetektivin um. Nirgendwo eine

Deckung! Keine Hilfe in Sicht!

Nur mehr wenige Sekunden bis zu dem tödlichen Stoß mit dem Geweih oder dem tödlichen Tritt der Hufe! In dieser ausweglosen Situation verfiel Jane auf eine wahnwitzige Idee.

Sie blieb ruhig stehen und ließ das Rentier herankommen. Mit tief gesenktem Kopf stürmte das Untier auf sie zu. Hoch flogen die ausgerissenen Grasbüschel in die Luft. Qualm drang aus den Nüstern.

Jane stieß sich vom Boden ab. Ihre Hände griffen zu. Ihre Finger schlossen sich um die Enden des Geweihs.

Der Ruck war so gewaltig, daß Jane gellend aufschrie. Es war mehr, als ein Mensch ertragen und leisten konnte, und trotzdem schaffte sie es. Die Todesangst und der eiserne Überlebenswille verliehen ihr ungeahnte Kräfte.

Obwohl sie glaubte, es würde ihr die Finger und die Hände abreißen, hielt sie sich fest. Sie wußte, wenn sie losließ, war sie tot! Dann zerstampfte sie der zweite Untote mit seinen Hufen!

In wildem Galopp jagte die Bestie weiter und riß den Kopf hoch, um Jane abzuschütteln.

Jetzt erklangen auch schrille Schreie der übrigen Gefangenen. Der Kampf auf Leben und Tod riß sie aus ihrer Lethargie, doch keiner konnte oder wollte Jane zu Hilfe kommen.

Jane hatte kein Gefühl mehr in den Händen. Sie schienen nicht mehr ihr zu gehören. Langsam lockerte sich ihr Griff.

In höchster Lebensgefahr kam ihr ein Zufall zu Hilfe. Das Rentier lief einen weiten Bogen. Als es dicht am Ufer dahin raste, ließ Jane los und stieß sich mit beiden Beinen ab.

Sie flog durch die Luft, prallte hart auf und überschlug sich. Klatschend schlug das Wasser über ihr zusammen, als sie in den Fjord hinaus katapultiert wurde.

Die eisigen Fluten belebten ihren ausgelaugten Körper. Prustend und keuchend kämpfte sie sich an die Oberfläche und sah sich hilfesuchend um. Wenn die Rentiere wollten, konnten sie ihr Opfer auch im Wasser verfolgen. Und eine Insel oder einen Felsen, auf dem sie sich in Sicherheit bringen konnte, gab es nicht.

Doch Jane hatte Glück im Unglück. Die Wut der Untoten hatte sich ausgetobt. Sie gesellten sich zu der übrigen Herde und mischten sich unter ihre Leidensgefährten, so daß sie nicht mehr von den Dämonen zu unterscheiden waren.

Als Jane Collins sich ans Ufer schob, streckten sich ihr helfende Hände entgegen. Ein Mann mit einem von der Anstrengung ungesund aufgedunsenen Gesicht legte ihr sogar sein Sakko um die Schultern. Sie nickte dankbar, da sie genau wußte, wie elend sich diese Leute fühlten. Es war ein gutes Zeichen, daß sie ihr trotzdem halfen.

»Wir müssen hier weg«, flüsterte eine kleine, blasse Frau, der die

Haare ins Gesicht hingen und die bereits mehr tot als lebendig wirkte. »Um Himmels willen, wir müssen hier weg! Ich werde noch wahnsinnig!«

Jane hätte selbst dringend Zuspruch gebraucht. Trotzdem raffte sie sich auf und nickte den Leuten beruhigend zu. »Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard ist ganz in der Nähe und wird alles zu unserer Rettung tun!« rief sie. »Vertrauen Sie auf ihn! Er läßt uns bestimmt nicht im Stich!«

Damit sagte sie die reine Wahrheit. Sie zweifelte jedoch bereits ernstlich daran, ob ich es diesmal schaffen würde, den höllischen Mächten die Stirn zu bieten und in den Fjord einzudringen.

Verzweifelt starrte sie zu den Bergzügen hinauf, hinter denen sie die Marinebasis vermutete. Dunkelheit deckte alles mit ihrem unheimlichen Mantel zu, und es war Jane Collins nur zu gut bekannt, daß in der Nacht die Mächte des Bösen doppelt und dreifach wirksam waren.

Im Gegensatz zu ihren optimistischen Worten, die für ihre Leidensgefährten bestimmt waren, gab sie bereits innerlich die Hoffnung auf.

Oder sollte es doch gelingen…?

***

»Rentier-Joe?« Ich blickte Gulbranson überrascht an. »Sind Sie ganz sicher?«

Er nickte heftig. »Das Marineoberkommando hat ein Dutzend Hubschrauber geschickt, Mr. Sinclair. Seit einer Stunde halten sie das ganze Gebiet unter Kontrolle. Mehrere Piloten haben einen Mann beobachtet, der aus der Richtung des Satansfjords kam. Er war wie ein Hirte gekleidet. Die Beschreibung lautet übereinstimmend, daß er eine braune, bodenlange Kutte mit einer großen Kapuze und einen Knüppel trug. So wurde Rentier-Joe immer geschildert!«

»Und wo ist der Kerl jetzt?« fragte ich in atemloser Spannung. Längst war mir klar geworden, daß wir diesen Mann erwischen und unschädlich machen mußten, wenn wir die Rentier-Dämonen vernichten wollten.

Gulbranson machte ein verlegenes Gesicht. »Durch eine Panne kam die Meldung erst vor einer Minute zu uns. Der Mann hat inzwischen die Kutte ausgezogen und ist in einen Wagen gestiegen. Er muß jeden Moment eine unserer Sperren erreichen. Was sollen wir machen?«

»Stoppen Sie den Wagen!« ordnete ich an. »Kontrollieren Sie den Fahrer aber nur oberflächlich. Dann lassen Sie ihn weiterfahren und kümmern sich nicht mehr um ihn!«

Gulbranson starrte mich verblüfft an, drehte sich jedoch um und lief zur Funkstation zurück. Suko nickte mir grinsend zu. Er hatte meine

Gedanken erraten. Wir mußten uns trennen. Einer von uns mußte sich um Rentier-Joe, der andere um die Eingeschlossenen im Satansfjord kümmern. Klar, daß ich näher bei Jane Collins sein wollte.

»Ich nehme mir ein Motorrad, John!« Suko streckte mir seine Pranke entgegen. »Viel Glück!«

»Ebenfalls!« Ich schlug ein und sah ihm nach, wie er hinauslief und sich auf eine der schweren Militärmaschinen schwang. Der Fahrer des Motorrades protestierte zwar, aber Suko schob ihn einfach beiseite und gab Gas, daß sich das Motorrad vorne aufbäumte. Es war schon ein merkwürdiger Kontrast, Suko in den vom Kampf zerschlissenen Kleidern aber mit einem Sturzhelm auf dem Kopf. Gleich darauf passierte er die Grenzen des Lagers und jagte ohne Licht in die Dunkelheit hinaus.

Erst jetzt merkte ich, daß inzwischen die Nacht angebrochen war. Das konnte mich jedoch von meinem Vorhaben auch nicht abhalten. Ich lief zum Hafen hinunter und sprang in das bereitliegende Boot. Mit schäumender Bugwelle und röhrenden Motoren zog ich eine weite Schleife und jagte aus der schützenden Bucht hinaus auf die offene See.

Stampfend und schlingernd mahlte sich mein Boot durch die rauhe See, dem Satansfjord entgegen. Ich wußte, was mich erwartete – ein Kampf auf Leben und Tod. Es hieß: die Rentier-Dämonen oder ich. Entweder blieb ich auf der Strecke und mit mir Jane Collins und die anderen Gefangenen, oder ich schaffte es und radierte diese Pest aus!

Die nächste Stunde brachte die Entscheidung…

***

Suko fühlte sich frei, als er mit Vollgas die schwere Maschine durch die Kurven zog und über die Küstenstraße auf den Kontrollpunkt des Militärs zuraste. Er hatte das am Motorrad montierte Funkgerät eingeschaltet und hörte daher die Meldung, daß der verdächtige Wagen soeben weiterfuhr. Gleich darauf passierte er die Sperre. Die Soldaten ließen ihn durch, weil Captain Farraer sein Kommen angekündigt hatte.

Wenige Minuten später sah er vor sich die Rücklichter des Wagens, in dem vermutlich Rentier-Joe saß, der geheimnisvolle Unbekannte, der zusammen mit riesigen Rentierherden immer wieder an verschiedenen Punkten des Landes aufgetaucht war. Da Suko ohne Licht fuhr, brauchte er eine Entdeckung nicht zu fürchten. Der Mondschein genügte seinen scharfen Augen, um die Straße zu erkennen. Trotzdem war es eine rasante und todesmutige Fahrt!

Der Unbekannte legte einen ordentlichen Zahn drauf, doch Suko blieb ihm auf den Fersen. Sie befanden sich schon längst außerhalb der Sperrzone, als vor ihnen die Lichter einer Kleinstadt auftauchten.

Beide Fahrzeuge drosselten das Tempo, und Suko ließ sich ein Stück zurückfallen. Die Straßen waren menschenleer. In den Häusern brannte kein Licht. Es ging schon auf Mitternacht zu.

Der Fremde durchquerte die Stadt und hielt am anderen Ende vor einem riesigen, von Mauern umschlossenen Grundstück. Wie von Geisterhand bewegt öffnete sich ein schweres Metalltor und schloß sich hinter dem Fremden wieder.

Suko bockte das Motorrad auf, rannte zu der Mauer und sprang hoch. Er zog sich auf die Krone und spähte in den Park. Ziemlich weit hinten erhob sich ein prachtvolles Herrenhaus, schon mehr ein Schloß. Der Wagen hielt davor.

Da Suko keine Hunde hörte, ließ er sich innen herunterfallen und lief geduckt auf das Haus zu. Der Mann war schon im Schloß verschwunden. Mein Freund schlich zu dem Wagen. Mit ein paar Handgriffen öffnete er den Kofferraum und grinste zufrieden. Tatsächlich, da lagen der Knotenstock und die braune Kutte! Der Fremde war Rentier-Joe und offenbar auch der Besitzer dieses prachtvollen Anwesens.

Doch das allein war nicht verboten. Suko fielen die geräumigen Nebengebäude auf. Sie sahen wie Stallungen aus, es fehlte jedoch der typische Geruch von Pferden oder Vieh. Für meinen Freund war es ein Kinderspiel, eine Nebenpforte zu öffnen und in eines der Gebäude einzudringen. Von draußen fiel genügend Licht herein, daß er den Inhalt des Baus erkannte.

Regale, so weit das Auge reichte, angefüllt mit Wertsachen! Alles war vorhanden, vom Goldbarren bis zur teuren japanischen Kamera, vom Farbfernseher bis zum Rubinkollier!

»Ein hübsches Lager, nicht wahr?« fragte in diesem Moment eine unangenehm dumpfe Stimme. Grelle Neonlampen flammten an der Decke auf.

Suko schloß geblendet die Augen. Als er sie wieder öffnete, stand er einem fremden Mann gegenüber. Rentier-Joe! Er war unbewaffnet. Daher griff Suko auch nicht zu seinen Waffen. Ein verhängnisvoller Fehler!

»Sie sind der Herr über die Rentier-Dämonen!« sagte Suko scharf. »Was soll das alles?« Mit einer weit ausholenden Geste deutete er auf das kostbare Warenlager.

Der Fremde lachte höhnisch. »Wovon, glauben Sie, unterhalte ich dieses Schloß? Wovon habe ich es gekauft? Sie kennen mich nicht. Meinen Name würden Sie bald herausfinden, daher sage ich ihn Ihnen. Ich heiße Peer Josefsons. Mir gehört eine der größten Handelsketten des Landes. Eine perfekte Tarnung, um diese Waren hier abzusetzen.«

Suko schüttelte ungläubig den Kopf. »Aber… woher stammen alle

diese Dinge?«

»Haben Sie es noch nicht begriffen?« Mit leuchtenden Augen betrachtete der hager, fanatisch und verschlagen wirkende Mann die Regale. »Ich habe den Bösen beschworen, und er hat mir Gewalt über die niederen Dämonen des Meeres übertragen. Sie verwandeln sich auf meinen Befehl hin in Rentiere und ziehen unbelästigt durch das Land. Wenn sie auf lohnende Beute stoßen, treiben sie die Menschen in den Satansfjord, wo der Böse sie in sein Reich zieht. Ich erhalte als Belohnung die irdischen Güter. Ich kann nur sagen, daß ich sehr gut davon lebe.«

»Aber nicht mehr lange!« zischte Suko und ging in Kampfstellung, Rentier-Joe blieb ruhig stehen, und das hätte Suko warnen müssen. Er achtete jedoch nur auf den Mann, und als er hinter sich wildes Schnauben hörte, war es bereits zu spät.

Im nächsten Moment wurde er von zwei mächtigen Rentieren zu Boden gerissen. Er sah die messerscharfen Hufe auf sich zusausen und bäumte sich auf. Schaurig gellte das höhnische Lachen des Magiers in seinen Ohren.

Aus! fuhr es Suko durch den Kopf!

***

Diesmal wußte ich genau, wohin ich wollte, und steuerte direkt in die brausende Brandung hinein. Ich wurde nicht von dem Sog überrascht und entdeckte die Bresche zwischen den Felsen, den Zugang zum Satansfjord.

Noch während mein Boot zwischen den turmartigen Felsen hindurchschoss, sah ich sie! Untote! Mindestens ein Dutzend! Bestimmt frühere Opfer des Satansfjords, die jetzt diesen Stützpunkt der Hölle verteidigen sollten! Sie kauerten auf Felsvorsprüngen und stürzten sich auf mich.

Das Boot schlingerte. Zwei lebende Leichen klatschten ins Wasser. Den dritten erwischte ich mitten im Sprung mit einer Silberkugel aus der Beretta. Der vierte stürzte in meinen Silberdolch. Die anderen aber landeten sicher in meinem Boot.

Ehe sie mich angriffen, wollte ich über Bord springen, doch daraus wurde nichts. Das Boot schoß in ruhiges Gewässer und trieb auf dem spiegelglatten Fjord dahin. Der Motor war abgestorben. Daher hörte ich das heisere Hecheln der Untoten und das Schaben ihrer Füße auf den Planken.

Und ich hörte einen gellenden Schrei. »John! John!«

Jane Collins!

Einer der Untoten packte meine Beine, daß ich stürzte und mit dem Kopf auf den Sitz schlug. Dennoch gelang es mir, die Hand mit dem silbernen Dolch herumzureißen und zuzustechen. Der Untote fiel in

sich zusammen. Zwei andere wollten meinen Arm packen und festhalten. Einer ritzte sich an der Dolchspitze und kippte mit einem Aufschrei über Bord. Den anderen erledigte ich mit einem Schuss aus der Beretta.

Die übrigen warfen sich auf mich, doch ich rettete mich mit einem Kopfsprung in das eiskalte Wasser. Während ich auf das Ufer zukraulte, an dem sich mehrere Gestalten abzeichneten, sah ich tief unter mir im Wasser des Fjordes das rote Glühen, das ich schon einmal bemerkt hatte. Wie ein Tor zur Hölle!

Ich erreichte das Ufer. Eine Hand streckte sich mir entgegen. Diese schlanke Gestalt erkannte ich trotz der Dunkelheit.

»John, paß auf!« schrie mir Jane zu.

Ich warf mich noch im Wasser herum. Einer der Untoten war mir dicht auf den Fersen, aber ehe er ans Ufer kletterte, leistete mein Silberdolch ganze Arbeit. Wieder ein Höllenknecht weniger!

Jane wollte erklären, und auch andere Menschen umdrängten mich, doch ich wehrte sie alle ab. Denn aus der Tiefe heraus stieg eine glühend rote Blase und erhob sich wie ein Atompilz über dem Fjord. Dazu erscholl schauerliches Lachen, das von den Bergwänden zurückgeworfen wurde. Eine wohlbekannte Stimme!

»John Sinclair!« schrie der Schwarze Tod. »Die Rentier-Dämonen stehen bereit, um euch zu vernichten! Aber vorher sollst du sehen, wie es deinem Komplizen ergeht!«

Ich blickte schnell in die Runde. Eine riesige Rentierherde hatte uns eingeschlossen, die Köpfe gesenkt, um uns auf die Geweihe zu nehmen, die scharfen Hufe in den weichen Boden gestemmt. Wir schienen verloren!

Vorerst starrte ich in die glühende Wolke, in der sich ein Raum mit Regalen abzeichnete. Ich erblickte einen fremden Mann, von dem mir eine innere Stimme zuraunte, er wäre Rentier-Joe, und ich sah Suko.

Zwei Rentiere rannten ihn über den Haufen, richteten sich auf die Hinterbeine auf und zielten mit den Vorderhufen auf den Kopf meines Freundes.

Im nächsten Moment mußten sie seinen Schädel zerschmettern! Und Suko war wehrlos!

Ich riß die Beretta hoch und jagte die restlichen Silberkugeln in die Geistererscheinung. Ich zielte auf die Rentiere und drückte ab. Rentier-Joe trat hastig einen Schritt vor. Ohne daß ich es wollte, lief er in meine letzte Silberkugel.

Die Kugeln wirkten, obwohl sich das alles meilenweit entfernt abspielte! Ich sah in der roten Wolke, wie sich die Dämonen auflösten, wie Rentier-Joe zusammenbrach und wie Suko sich ungläubig aufrichtete und verwirrt um sich blickte.

Sekunden später erlosch die rote Wolke. Aus der Tiefe drang

wütendes Knurren und Brüllen. Der Schwarze Tod, mein Erzfeind, war um seinen Triumph geprellt worden.

»John, endlich!« rief Jane und fiel mir um den Hals.

Ich verstand ihre Erleichterung nicht. Da waren doch noch die Rentiere!

Als ich mich jedoch nach ihnen umdrehte, waren sie größtenteils schon verschwunden. Nur noch wenige existierten, aber auch sie sanken in sich zusammen und lösten sich auf. Die Untoten versanken im Wasser.

Mit dem Tod ihres irdischen Meisters war ihre Existenz beendet, und sie wurden in das finstere Reich der Dämonen verbannt! Wir waren gerettet!

Sie holten uns mit Hubschraubern. Zuerst sahen wir die starken Suchscheinwerfer, dann die Maschinen. Nach der Vernichtung der Rentier-Dämonen war der Stützpunkt des Schwarzen Tods im Satansfjord aufgelöst. Die Militärmaschinen konnten den Fjord anfliegen.

Sie holten Jane und mich und die völlig erschöpften Touristen in das Lager, in dem inzwischen die Verstärkung eingetroffen war. Ein anderer Hubschrauber brachte Suko.

Mein chinesischer Freund und Partner gab uns die Erklärung der Hintergründe. »Menschliche Habgier hat den Mächten der Hölle Tür und Tor geöffnet«, schloß er seinen Bericht. »Der Schwarze Tod hat sich letztlich selbst um den Erfolg gebracht.«

Ich nickte ernst. »Hätte er mir nicht in einer magischen Vision gezeigt, was mit dir geschah, hätte ich nicht eingreifen können.«

»Du mußt Sir Powell anrufen«, erinnerte mich Jane. »Er wartet sicher schon mehr als gespannt darauf.«

Ich grinste. »Dann soll er noch eine Weile warten. Könnte ja sein, daß er gerade in seinem Club sitzt. Dabei dürfen wir ihn auf keinen Fall stören.«

Ich legte meinen Arm um Jane und zog sie an mich. Jetzt war alles vorbei, zumindest bis zum nächsten Fall, in den uns unsere Feinde aus dem Jenseits verwickelten.

»Was meinst du, John?« fragte Suko. »Sollen wir noch ein paar Tage hier bleiben? Ohne diese unangenehmen Biester ist das Land sehr schön. So ein Kurzurlaub wäre nicht schlecht.«

Ich zuckte die Schultern. »Was meinst du, Jane, sollen wir…?«

Ich verstummte. Jane war in meinen Armen eingeschlafen.

Sie erwachte nicht einmal, als ich sie in ihr Zimmer brachte, aber sie flüsterte im Schlaf meinen Namen. Ich küßte sie und schlich auf Zehenspitzen hinaus.

»John?« hörte ich ihre Stimme, als ich schon an der Tür war. »Warum bleibst du denn nicht?«

Ja, warum eigentlich nicht? Keine Frage, daß ich blieb, Freunde.

ENDE